

DER FELS

Joachim Kardinal Meisner:

Aufgabe des Bischofs: Irrtümer von
den Gläubigen fernhalten

S. 3

Jürgen Liminski:

„Die Zukunft der Kirche geht
über die Familie“

S. 5

Heinz Froitzheim:

„Unsere Tage heiligen und ihnen
Richtung geben“

S. 11

Katholisches Wort in die Zeit

36. Jahr Nr. 1

Januar 2005



INHALT

Joachim Kardinal Meisner:
Aufgabe des Bischofs: Irrtümer von
den Gläubigen fernhalten 3

Jürgen Liminski:
„Die Zukunft der Kirche geht
über die Familie“ 5

Franz Salzmacher:
Alles Gute zum Neuen Jahr 9

Heinz Froitzheim:
„Unsere Tage heiligen und ihnen
Richtung geben“ 11

Dr. Eduard Werner:
Paul Schneider und die Ökumene
der Märtyrer 14

Ehrendomherr Pfr. Edmund Dillinger:
Gehorsam in der katholischen Kirche... 16

Prof Dr. Hans Schieser:
Die Entdeckung des „real
existierenden Christentums“ 18

P. Paul Markus Rindler:
Ein Mauerfall in Berlin – Priesterweihe
im klassischen römischen Ritus 20

Auf dem Prüfstand 22

Zeit im Spektrum 24

Bücher 26

Forum der Leser 30

Impressum „Der Fels“ Januar 2005 Seite 31

Titelbild: „Die Taufe Jesu“, Perugino

Perugino ist Raffaels Lehrer, Wien, Kunsthistorisches Museum aus dem Buch Jesus 2000 Jahre Glaubens- und Kunstgeschichte/Herder Freiburg

Fotos: 3, 12, 16, 17 R. Gindert; **4, 15** KNA; **5, 8, 10** Liminski, **12** John Hartmann: Stundenbücher, Herder 1976, S. 43; **15** Diözese Innsbruck, Ein Seliger aus dem KZ, Pfr. Otto Neururer, S. 45; **18** Schieser; **20, 21** Institut St. Philipp Neri, Berlin; Quelle **S.14:** Margarete Schneider: „Paul Schneider – Der Prediger vom Buchenwald“ Hänssler-Verlag, ISBN 3-7751-2274-5
Quelle **S. 32:** Briefe der Abbatte Saint Joseph de Clairval Nr. 11/2004



Liebe Leser,

„Alles Gute zum Neuen Jahr, besonders Gesundheit!“ wünschen sich die Menschen zum Jahresanfang. Ein Allerweltswunsch. Und doch verbirgt sich dahinter Tiefsinniges. Im Grund steht der Wunsch nach Gesundheit für Leben, möglichst für eines ohne Ende, nach dem sich der Mensch in seinem Inneren sehnt.

In einer diesseitsorientierten, säkularisierten Welt und unter dem eingeengten Blickwinkel auf das Ich bekommen Lebensverlängerung und alles, was die Lebensqualität erhöht, einen unverhältnismäßig hohen Stellenwert, z.B. körperliche Fitness und das Hinauszögern des Altwerdens (Antiaging). Umgekehrt wird alles, was die Lebensqualität vermeintlich stört, zum Feind: Alte und Kranke, sogar die Gebote Gottes und die Kirche, die sie verkündet.

Nun kann aber die in der westlichen Welt einzig verbliebene materialistische Ideologie den auf Gott und das ewige Leben angelegten Menschen nicht befriedigen. Hier liegt die Chance für die, die Lebenssinn über den Tod hinaus anbieten können, nämlich die Christen. Aber Vorsicht! Nicht jeder Kranke möchte über seinen Zustand aufgeklärt werden und erfahren, dass er umdenken und ein neues Leben anfangen soll. Selbst die wirksamste Hilfe, das Beispiel, kann niemand zur Umkehr zwingen. Trotzdem, diese Umbruchzeit ist nicht ohne Alternativen. Mit dem Massenabfall von Christus und seiner Kirche korrespondieren Neuaufbrüche. Es gibt eine Vielzahl neuer geistlicher Bewegungen. Sie können sicherlich die Abwendung von der Kirche quantitativ noch nicht

ausgleichen. Es gibt den Skandal der massenhaften Tötung ungeborener Kinder, aber auch die Lebensschutzorganisationen, die sich dagegen zur Wehr setzen. Es gibt die kinderabweisende Gesellschaft, es gibt aber auch heute Eheleute, die vier und mehr Kindern das Leben schenken und ihre Berufswünsche zurückstellen, um sich vermehrt ihren Kindern widmen zu können. Es gibt unter uns Priester, die sich in einem Meer religiöser Gleichgültigkeit um die Neubelebung des religiösen Lebens in ihren Pfarreien bemühen. Es gibt auch heute Bischöfe, die das Wort Gottes verkünden, sei es gelegen oder ungelegen.

Man kann nun einwenden, das alles viel zu wenig sei und nicht ausreiche, um den religiösen, moralischen und sozialen Niedergang aufzuhalten oder die biologische Katastrophe zu verhindern. Wichtig bleibt trotzdem, dass in dieser Gesellschaft niemand sagen kann, es gäbe keine positiven Beispiele und Vorbilder und es sei heute unmöglich, als Christ zu leben. Wir können auch nicht sagen, wie es in Israel einmal geschah: „Herr, wir haben keine Hirten und Propheten mehr“. Wir haben die Stimme aus Rom, die den Weg weist, aufmuntert und tröstet: Einen Papst, der das Christsein in seiner vollen Konsequenz vorlebt. Wir haben in unserem Land einen mutigen Kardinal, der die Jugend zum Weltjugendtag nach Köln ruft – auch für die deutsche Jugend eine gewaltige Chance zur religiösen Erneuerung. Es gibt in dieser Zeit Alternativen und es gibt Chancen. Chancen sind doppelgesichtig, wie der römische Gott Janus, von dem der erste Monat des Jahres seinen Namen hat. Chancen kann man nutzen oder verstreichen lassen. Gebe Gott, dass wir in einem Jahr nicht auf den Friedhof vertaner Gelegenheiten, sondern auf die Früchte aufgegriffener Chancen zurückblicken können.

Ein chancenreiches Jahr 2005
und Gottes Segen wünscht Ihnen

Ihr Hubert Gindert

Aufgabe des Bischofs: Irrtümer von den Gläubigen fernhalten

Rote Karte für Kirchenvolksbegehrer

Kardinal Meisner antwortet auf eine Briefkampagne von „Wir sind Kirche“.

kath.net dokumentiert das Antwortschreiben. Anlass für die Kampagne ist das erlassene Auftrittsverbot des umstrittenen Bischofs Jacques Gaillot für die Erzdiözese Köln.

Das Schreiben im Wortlaut:

Hiermit bestätige ich den Eingang Ihres Schreibens zu den Vorgängen um die Veranstaltung am 28. Oktober in der Bonner Beethovenhalle. Obwohl es dazu bereits eine Erklärung durch den Pressesprecher des Erzbistums Köln gegeben hat, will auch ich selbst noch einmal Stellung beziehen. Aufgrund der Vielzahl sowohl kritischer als auch zustimmender Briefe sehe ich mich allerdings nicht dazu in der Lage, jedem Einzelnen persönlich zu antworten. Am wenigsten werden sich wohl diejenigen daran stoßen, die sich eines Kampagnenbriefes bedient haben; das ist der Löwenanteil der kritischen Schreiben. Auch diesen gilt meine Entgegnung; freilich erlaube ich mir zugleich den Hinweis, dass man mit vorformulierter und hektographierter Empörung zwar die Anzahl der Zuschriften steigern kann, ganz bestimmt aber nicht deren Glaubwürdigkeit.

Der Vorgang selbst ist schnell kommentiert: Das Zweite Vatikanische Konzil bezeichnet die Ortsbischöfe als „authentische, das heißt mit der Autorität Christi versehene Lehrer“ ihres Bistums, die nicht nur den Glauben verkünden, sondern auch „die ihrer Herde drohenden Irrtümer wachsam fern halten“ (Kirchenkonstitution n. 25). Konkret heißt dies: Als Erzbischof bin ich persönlich gegenüber Gott und den mir anvertrauten Gläubigen verantwortlich dafür, dass in der Kölner Diözese die authentische Glaubens-

und Sittenlehre der Kirche vorgetragen wird.

Als Bischof Gaillot 1995 seines Dienstes in Evreux enthoben wurde, geschah dies nicht aufgrund seines Einsatzes für Bedrängte und Notleidende, sondern weil er von der kirchlichen Lehre abwich. Dieser von ihm selbst in einem

Zeitungsinterview euphemistisch als „Liberalität“ umschriebene Dissens veranlasst den betroffenen Ortsbischof nicht zur Angst, sondern zur Hirten Sorge. Kritiker sind in diesem Zusammenhang schnell mit dem Verdikt „mittelalterlich“ zur Hand. Tatsächlich aber kommt auch die moderne Demokratie nicht ohne Instanzen und Funktionsträger aus, die über ihre fundamentalen Überzeugungen wachen; anders ist gesellschaftliches Zusammenleben gar nicht möglich. In der Kirche als Glaubens- und Bekenntnisgemeinschaft kommt diese Aufgabe in erster Linie dem Bischof zu. Die Ausübung des Hirtenamtes ist nicht so sehr sein Recht wie seine Pflicht, von der ihn weder einzelne Gläubige noch Leserininitiativen dispensieren können.

Die Nachricht von meiner Bitte an Bischof Gaillot, seinen öffentlichen Auftritt im Erzbistum Köln abzusagen, trifft zu. Darüber hinaus aber sind im Zerrspiegel mancher Medien



und Sittenlehre der Kirche vorgetragen wird. Als Bischof Gaillot 1995 seines Dienstes in Evreux enthoben wurde, geschah dies nicht aufgrund seines Einsatzes für Bedrängte und Notleidende, sondern weil er von der kirchlichen Lehre abwich. Dieser von ihm selbst in einem Zeitungsinterview euphemistisch als „Liberalität“ umschriebene Dissens veranlasst den betroffenen Ortsbischof nicht zur Angst, sondern zur Hirten Sorge. Kritiker sind in diesem Zusammenhang schnell mit dem Verdikt „mittelalterlich“ zur Hand. Tatsächlich aber kommt auch die moderne Demokratie nicht ohne Instanzen und Funktionsträger aus, die über ihre fundamentalen Überzeugungen wachen; anders ist gesellschaftliches Zusammenleben gar nicht möglich. In der Kirche als Glaubens- und Bekenntnisgemeinschaft kommt diese Aufgabe in erster Linie dem Bischof zu. Die Ausübung des Hirtenamtes ist nicht so sehr sein Recht wie seine Pflicht, von der ihn weder einzelne Gläubige noch Leserininitiativen dispensieren können.

Falschmeldungen entstanden. Der Großteil der mündigen Kritiker hat diese ungeprüft übernommen, von vielen wurden sie in blindwütige Polemik umgesetzt. Die fälligen Korrekturen, die ich im Folgenden anzubringen gedenke, „entmythologisieren“ den ganzen Vorgang. Falls Sie an den mir angedichteten Klischees hängen, dann lesen Sie jetzt besser nicht weiter.

1In der vorgefertigten „Normkritik“ heißt es, ich als Bischof der reichsten Diözese Europas verweigere meinem Amtsbruder die Gastfreundschaft. Das ist falsch.

Das Lehramt muss das Volk vor Verirrungen und Glaubenschwäche schützen und ihm die objektive Möglichkeit gewährleisten, den ursprünglichen Glauben irrtumsfrei zu bekennen. Der pastorale Auftrag des Lehramtes ist es, zu wachen, dass das Gottesvolk in der befreienden Wahrheit bleibt. Zur Erfüllung dieses Dienstes hat Christus den Hirten das Charisma der Unfehlbarkeit in Fragen des Glaubens und der Sitten verliehen.

Katechismus der Katholischen Kirche Ziff. 890

Mit Datum vom 18. Oktober 2004 habe ich Herrn Bischof Gaillot ausdrücklich zu einem persönlichen Gespräch in mein Haus eingeladen; eine Antwort ist bei mir bisher nicht eingegangen. Ich verweigere Herrn Bischof Gaillot also weder Gastfreundschaft noch Dialog. Mein Einspruch richtet sich – wie oben dargelegt – einzig und allein dage-



Jacques Gaillot, der abgesetzte Bischof von Evreux, der nicht bereit war, die Einheit mit Papst und Gesamtkirche zu wahren, der häufig in seiner Diözese abwesend war, um sich selbst gewählten Aufgaben zu widmen, der sich wiederholt öffentlich gegen die Morallehre der Kirche stellte, u.a. die Ehe von Homosexuellen befürwortete, der sich gerne von antikirchlichen Kräften instrumentalisieren lässt.

gen, dass man einem Bischof, der von der kirchlichen Überzeugung abweichende Lehren vorträgt, in dem mir anvertrauten Erzbistum dazu die große Bühne bieten will. Diese Einstellung hatte ich schon im Zusammenhang mit dem Ulmer Katholikentag zur Genüge bekannt gemacht; deshalb kann ich die provokative Einladung an Bischof Gaillot zum öffentlichen Auftritt im Erzbistum Köln nur bedauern. Dem innerkirchlichen Frieden hat sie nicht gedient.

2Wie sich schon aus dem ersten Punkt ergibt, gab es – entgegen den kolportierten Unterstellungen – natürlich auch einen Briefwechsel zwischen Bischof Gaillot und mir. Die innerdiözesanen Auseinandersetzungen begannen ja schon mit seiner Einladung nach Erfstadt. Die angeblich an mich gesandte Ankündigung seines dortigen Auftretens habe ich nie erhalten, im Gegenteil: Mit Datum vom 15. September 2004 hat sich Bischof Gaillot bei mir ausdrücklich dafür entschuldigt, dass er seinen Besuch nicht angekündigt habe. Mit Schreiben vom 30. September 2004 habe ich seine Entschuldigung angenommen und ihn herzlich gebeten, von weiteren

Auftritten in der Erzdiözese Köln Abstand zu nehmen. Den angeblich „rüden Ton“ – beispielsweise die harsche Formulierung, Bischof Gaillot sei im Erzbistum Köln „nicht erwünscht“ – würden Sie in unserem Briefwechsel vergeblich suchen. Am 11. Oktober 2004 hat Herr Bischof Gaillot Respekt vor meiner Bitte geäußert und mir versichert, dieser entsprechen zu wollen. In meinem oben schon erwähnten Brief vom 18. Oktober habe ich ihm sehr herzlich für diese seine Bereitschaft gedankt. Schade nur, dass seine Äußerungen im Zeitungsinterview und ansatzweise auch in seinem Wort an die Teilnehmer der Bonner Versammlung doch wieder einen etwas anderen Geist atmen.

3Einige Kritiker glauben, meine abschließende Grußformel als Zynismus brandmarken zu können. Diese Auslegung sagt mehr über sie selbst aus als über mich; vor allem aber verrät sie Unkenntnis innerkirchlicher Gepflogenheiten. Mit „In der Liebe Christi“ wird gerne ein Brief unter Bischöfen beendet. Ich wollte damit also anzeigen, dass ich Jacques Gaillot trotz unserer Differenzen als Mitbruder im Bischofsamt akzeptiere; der Gruß war – wie die

Einladung zum persönlichen Gespräch – gewissermaßen die Hand, die ich ihm entgegenstreckte. Ohnehin kann man nur dann einen Gegensatz zwischen meiner Intervention und der Grußformel konstruieren, wenn man das Neue Testament nicht kennt oder bewusst ignoriert. Man lese doch einmal im 21. und im 23. Kapitel des Matthäusevangeliums nach, zu welchen Worten und Taten Christus selbst sich von seiner Liebe drängen ließ!

4Ein abschließendes Wort zu dem Vorwurf, ich hätte mich in unüblicher Weise auf einen in Deutschland nie zuvor angewandten Paragraphen des Kirchenrechts berufen. Zunächst einmal will ich festhalten, dass ich mich in meinem Briefwechsel mit Herrn Bischof Gaillot an keiner Stelle auf das Kirchenrecht beziehe, sondern lediglich dringend bitte. Dass meine Intervention sich auf rechtlich gesichertem Terrain vollzogen hat, bestreite ich dagegen nicht. Canon 763 des geltenden Kirchenrechts behandelt die Verkündigung des Wortes Gottes; dass Bischof Gaillot seine Auftritte in genau diesem Sinne versteht, demonstrieren die Worte an die Bonner Versammlung, mit denen er die ihm auferlegten „Verbote“ kommentiert: „Das Wort Gottes kann nicht in Ketten gelegt werden. Das Evangelium bricht sich Bahn.“ Die (angebliche) Einzigartigkeit meines Einspruches resultiert aus der Einzigartigkeit der Situation: nämlich dass ein amtsenthobener Bischof von kirchlicher Großveranstaltung zu kirchlicher Großveranstaltung herumgereicht wird. Im Übrigen geht es hier nicht um nationale, sondern um weltkirchliche Regelungen; den Zweckprovinzialismus, der hier zutage tritt, empfinde ich nur als peinlich.

Die „Leserinitiative Publik“ hat mir die „Rote Karte“ gezeigt, dabei aber offensichtlich völlig übersehen, dass sie gar nicht im Besitz einer kirchlichen „Schiedsrichterlizenz“ ist. Ich werde mich also auch in Zukunft eher an das Rot halten, das meinen Dienst als den eines Kardinals der katholischen Kirche symbolisiert.

Mit freundlichen Grüßen
gez. + Joachim Kardinal Meisner
Erzbischof von Köln

„Die Zukunft der Kirche geht über die Familie“

*Manche Diözesen tun sich schwer mit dem Thema Ehe und Familie –
Anmerkungen zum Familiensonntag in Deutschland*

Das gerade begonnene und vor allem das nächste Jahr wird eine Renaissance des Themas Familie erleben. Das liegt an den Wahlen in Schleswig-Holstein (Februar), Nordrhein-Westfalen (Mai), Baden-Württemberg (Frühjahr 2006) und natürlich an den Bundestagswahlen in 21 Monaten. Die meisten Menschen leben immer noch in Familie, und sie sind Wähler. Es spricht sich auch herum, dass Werte wieder an Bedeutung gewinnen – sie können sogar Wahlen entscheiden, siehe Amerika. Die Menschen suchen Orientierung, in der Familie finden sie eine, und das weltweit. Die Globalisierung ist ein kultureller Rasenmäher, sie wird nur in der Wirtschaft als Vorteil wahrgenommen, ansonsten sieht man sie als Bedrohung für traditionelle Werte. Das umso mehr, als das demographische Defizit die Ahnung aufkommen lässt, dass es ohne Familie keine Zukunft gibt – auch das weltweit. Deshalb werden Institutionen, die eine klares und menschenfreundliches Familienbild vermitteln, gefragt sein – wenn sie die Chance erkennen.

Die Kirche hat so ein Familienbild, ja es gibt keine andere global ausgreifende Institution, keinen anderen global player, der so eng sein Schicksal mit dem der Familie verwoben sieht wie die katholische Kirche. „Die Familie ist der Weg der Kirche“, schreibt Johannes Paul II., und: „Die Zukunft der Kirche geht über die Familie“. Kein anderer Papst der Geschichte hat so viel und so Grundlegendes über Familie, Kirche und Gesellschaft geschrieben wie Johan-

nes Paul II., der ehemalige Professor für Anthropologie Karol Wojtyła. In einem Grußwort an den „Berliner Kongress Demographie und Wohlstand – Neuer Stellenwert für Familie in Wirtschaft und Gesellschaft“, der vor zweieinhalb Jahren im Haus der deutschen Wirtschaft unter der doppelten Schirmherrschaft der Präsidenten Chirac und Rau abgehalten wurde, zog er eine kleine Summe des kirchlichen Denkens über Familie: „Eine gesunde Familienkultur kann der Gesellschaft in entscheidender Weise die notwendige geistig-moralische Kraft und innere Festigkeit verleihen. Denn die soziale Dimension des Menschen findet ihren ersten und ursprünglichen Ausdruck in den Eheleuten und in der Familie: ‚Gott hat den Menschen nicht allein geschaffen: Von Anfang an hat er ihn als Mann und Frau geschaffen‘ (Gen. 1,27); ihre Verbindung schafft die erste Form personaler Gemeinschaft. Die Erfahrung zeigt, dass Zivilisation und Festigkeit der Völker vor allem durch die menschliche Qualität ihrer Familien bestimmt werden. Die Kirche ist zutiefst davon überzeugt: Die Zukunft der Menschheit geht über die Familie.“

Das Wort kam aus Rom. Es ist symptomatisch für die Situation in Deutschland, dass auf diesem Kongress der Präfekt des Päpstlichen Rates für die Familie, Kardinal Trujillo zugegen war, aber der ebenfalls eingeladene deutsche Familienbischof, Kardinal Sterzinsky, in dessen Stadt der Kongress abgehalten wurde, nicht. Viele Diözesen in Deutschland tun sich schwer mit dem Thema. Bis auf wenige Ausnahmen hat man in der Kirche in Deutschland die Dramatik und Dringlichkeit der Frage, so wie man sie in der Weltkirche schon lange empfindet, noch nicht begriffen. In einem Brief des Papstes an die deutschen Kardinäle vom 22. Februar 2001 ermahnt und bittet Johannes Paul II. die Kirchenführung in Deutschland, „klare Orientierungen“ zu geben. „Die Zukunft der Kirche und der Gesellschaft hängt wesentlich von der Zukunft der Familie ab. Ihr Land hat auch in dieser Frage eine wesentliche Mitverantwortung für viele andere Staaten Europas und darüber hinaus.“

Diese Orientierungen sind in mancherlei Dokumentation enthalten, zum Beispiel im Wort der deutschen Bischöfe zum Familiensonntag oder



Auch Väter können zärtlich und liebevoll sein. Und sie sollten es auch sein. Die Entwicklungspsychologie weiß, dass dies nicht nur dem Kind, sondern auch dem Vater und der Elternbeziehung gut tut.

auch in einem Aufruf der rheinland-pfälzischen (Erz-)Diözesen „für eine gerechte Förderung der Familie“. Aber diese Appelle auf dem öffentlichen Marktplatz haben einen Nachteil: Der Platz ist weitgehend leer. Sie erreichen die Politik nicht, oder diese geht achselzuckend darüber hinweg. Zwar werden in diesen und anderen Dokumenten zunehmend auch praktische Hinweise gegeben, etwa zum Familiensonntag 2002 über die Nutzung der Medien in der Familie. Und sie sind oft durchaus geeignet, das Bewusstsein über manche Problemkreise zu fördern, etwa zur Computersucht oder zu Regeln des Medienkonsums. Aber sie sind nur unverbindliche Angebote auf dem Markt pluralistischer Lebensformen, sie reichen nicht bis in die familiären Verästelungen der Gesellschaft. Es sei denn, sie werden von Eltern bewusst gesucht und angefragt.

Dem Ziel der gesellschaftlichen Tiefenwirkung dienen konkretere Angebote. So gibt die Diözese Köln einen Wegweiser heraus, der Fragen von Ehe und Partnerschaft, von Kindern und Familie, von Krisensituationen mit Tipps und Adressen beantwortet. Eine weitere Handreichung sendet „Impulse für die Pfarrgemeinde“. Solche Initiativen und Ideen leben vom Engagement einzelner Personen, nicht von der Macht der Institution. Letztere hat die Bürokratie auf ihrer Seite, die Person aber das Herz, was im Bereich von Ehe und Familie entscheidend ist. Der Pulsschlag der Bürokratie belebt nur schwach. Nötig wäre, was zum Beispiel in Österreich praktiziert wird. Dort hat der Familienbischof Klaus Küng (St. Pölten) eine Bewegung „Hauskirche“ gegründet, die über sogenannte Hauskreise Lebenshilfe leistet und die Menschen über persönliche Begegnung in ihrer Lebenswirklichkeit erreicht.

Diese persönliche Begegnung findet zum Teil auch in Deutschland statt, zum Beispiel im Netzwerk Leben. Aber auch hier ist das persönliche Engagement entscheidend, in diesem Fall entscheidend gut. Ähnliches lässt sich sagen von den Initiativen in den sogenannten geistlichen Familien, der Schönstatt-Bewegung, den Focolari, den Legionären Christi, den Gemeinschaften Totus Tuus oder

Emmanuel. Sie haben eigene Formen der Familien- und Jugendpastoral entwickelt, in denen die persönliche Beratung und Begegnung gepflegt wird. Das ist nicht bei allen der Fall, manche halten Familienpastoral in Verkennung der Dramatik der gesellschaftlichen Situation auch nicht für dringlich. Insofern man jedoch diese Begegnung in sogenannten diözesanen Beratungsstellen institutionalisiert, wird auch der persönliche Bezug abgeschwächt. Solche Beratungsstellen gibt es in allen Diözesen, auch in der evangelischen Kirche. Offenbar geht es in Deutschland nicht anders. Verwunderlich ist allerdings, dass trotz des wachsenden Bedarfs und trotz der Dringlichkeit der familiären Problematik solche Beratungsstellen auch dem Sparzwang geopfert werden, zum Beispiel in der Diözese Mainz. Offensichtlich sieht man auch hier die Dramatik der gesellschaftlichen Lage anders als in Rom oder in anderen Diözesen. Dass der Bischof dieser Diözese gleichzeitig der Vorsitzende der Bischofskonferenz ist, mag erklären, warum die katholische Kirche in diesem Bereich anders als die Weltkirche ähnlich zaghaft und kleinlaut ist wie die Politik.

Wollte man die Familien-Position der Kirche in Deutschland resümieren, könnte man sagen: Stark im Geiste, schwach in der Tat. Natürlich gibt es hervorragende Initiativen, wie die Gründung des Zentralinstituts für Ehe und Familie in der Gesellschaft, das der Katholischen Universität

Ein Mann und eine Frau, die miteinander verheiratet sind, bilden mit ihren Kindern eine Familie. Diese Gemeinschaft geht jeder Anerkennung durch die öffentliche Autorität voraus; sie ist ihr vorgegeben. Man muß sie als die normale Beziehungsgrundlage betrachten, von der aus die verschiedenen Verwandtschaftsformen zu würdigen sind. Indem Gott Mann und Frau erschuf, hat er die menschliche Familie gegründet und ihr die Grundverfassung gegeben. Ihre Glieder sind Personen gleicher Würde.

Eichstätt angegliedert ist und die gesamte Palette von Problemen und Fragen akademisch behandelt. Und auch in der evangelischen Kirche finden sich großartige Initiativen mit viel Einfühlungsvermögen in die Problemwelt von Ehe und Familie. Besonders hervorzuheben sind hier die Initiativen der Evangelischen Allianz, die auch der Politik ganz konkrete Vorschläge unterbreitet, zum Beispiel über ein Familienwahlrecht. In einer Diözese ist es bereits umgesetzt. In Fulda haben die Eltern bei der Pfarrgemeinderatswahl ein Stimmrecht für ihre Kinder, übrigens seit 1986 auch in der Diözese Wien. Auch die Diözese Köln trägt sich mit diesem Gedanken.

Natürlich gibt es auch Unterschiede zwischen Katholiken und Protestanten, auch wenn sich die Vorsitzenden der EKD und der Bischofskonferenz bemühen, diese Unterschiede möglichst im Hintergrund zu halten. Aber allein mit der Definition von Familie, wie sie im Punkt 2020 des Katechismus der Katholischen Kirche verbindlich aufgeführt ist (*siehe Kasten*), können sich etliche Protestanten nicht anfreunden. Diese Definition schließt die sogenannte Homo-Ehe aus. Deshalb wird auch besonders das Ehebild der katholischen Kirche in den Medien angefeindet, mehr noch als das Familienbild, denn die Ehe ist der anthropologische Kern des Familienbilds. „Als Mann und Frau erschuf er sie...“. Wer die Ehe als Institution zerstört, der zerstört auch die traditionelle Familie.

Im Wort „Beziehungsgrundlage“ aus der Katechismus-Definition klingt übrigens entfernt an, was der große Soziologe Helmut Schelsky schon in den sechziger Jahren den Funktionsverlust der Familie nannte. Die Familie beschränke sich heute nur noch auf die Funktionen der Zeugung des Nachwuchses, seiner Sozialisation und auf die Pflege der innerfamiliären Intim- und Gefühlsbeziehungen. Sie sei keine Wirtschaftseinheit mehr. Darin könne man eine Entlastung der partnerschaftlichen Ehe sehen, aber auch eine Gefährdung der Stabilität der Familie als Institution. Es geht in der Tat um die Hauptfunktion, die Pflege der Gefühlsbeziehungen,

um die emotionale Stabilität. Diese jedoch hat, wie die Bindungs- und die Hirnforschung seit einigen Jahren immer klarer belegen können, eine entscheidende Bedeutung für die Bildung des Humanvermögens, also das Lernen-Können, das Miteinander-Umgehen-Können, das Erwerben sozialer Kompetenz, sich Ausdrücken-Können, die Steuerung der emotionalen Intelligenz, Ausdauer, Frustrverarbeitung etc. etc. Man könnte es auch Tugenden oder Menschlichkeit im vollen Sinne nennen. Dieses Humanvermögen wird in der Familie gebildet, vor allem durch den Umgang der Mutter mit dem Kind (siehe Martine Liminski, Erziehung ist mehr als Betreuung, FELS Dezember 2004).

Emotionale Stabilität ist ein Begriff aus der Psychologie und der Bindungsforschung. Sie ist auf jeden Fall eine Tochter der Liebe. Hier ist die Verbindung zwischen Kirche und Lebenswelt der Menschen. Die Kirche muß die Liebe verkünden, es ist ihr oberstes Gebot. In der Familie ist die Liebe zuhause. Liebe kann man zwar nicht sehen, aber man kann sie zeigen. Und die Menschen brauchen offensichtlich diese Bestätigung, diese Zeichen. Der deutsche Pädagoge und Psychotherapeut Reinhold Ortner formuliert dieses Bedürfnis so: „Jeder von uns braucht zu seiner psychisch gesunden Entwicklung ein seelisches Immunsystem. Dieses baut sich durch eine Grundnahrung aus Liebe, Zuwendung, Verständnis, Geborgenheit und Nestwärme auf. Vater, Mutter, Geschwister, Großeltern und andere Bezugspersonen müssen Tag für Tag dem Kind diese Grundnahrung schenken. Ein Kind braucht liebende Menschen, die in Liebe und Treue eine enge Verbundenheit bilden, die es in ihrer Mitte annehmen und damit in sein Herz das Urgefühl existentieller Sicherheit einsenken.“

Die existentielle Sicherheit, die Annahme durch die Umwelt wird uns geschenkt, sie ist nicht machbar. Sie ist die Voraussetzung für seelische Gesundheit. Dieses Urgefühl hat auch eine kollektive Komponente. Wenn Onkel, Tanten, Geschwister fehlen und der Rest der Verwand-

schaft, die Eltern, permanent im Stress leben, wenn das Kind nur noch betreut und kaum noch geliebt wird, weil die Liebe und Beziehung auch Zeit brauchen, wenn die Eltern untereinander sich diese Zeit auch nicht mehr widmen oder gönnen – weil sie ihre Zeit vom Fernsehen selbstverschuldet oder vom Job mehr oder weniger unverschuldet aufsaugen lassen, dann gleitet eine Gesellschaft in einen Strudel emotionaler Verarmung. In diesem Prozess befinden wir uns. Der mittlerweile anschwellende Diskurs über die Folgen des demographischen Defizits

Eltern-Kind-Verhältnis beschäftigen oder einschlägige Untersuchungen studieren, wird uns klar, wie wesentlich der Augenkontakt ist. Er fördert nicht nur die Kommunikation mit dem Kind, sondern trägt auch zur Erfüllung seiner emotionalen Bedürfnisse bei. Ohne dass wir es selbst merken, ist der Augenkontakt das wichtigste Mittel, unserem Kind unsere Liebe spüren zu lassen. Ein Kind braucht den Blickkontakt mit den Eltern, um emotionell versorgt zu sein. Je häufiger Eltern ihre Liebe durch Blickkontakt ausdrücken können, umso zufriedener wird ein Kind sein und umso voller ist sein emotioneller Tank.“

*Liebe ist das Band, das den
Erdbreis verbindet*

Pestalozzi

hat den emotionalen Faktor noch nicht entdeckt. Aber er ist es, der das Leben anmutig, schön, begeisternd oder auch zufriedenstellend macht. Verliebte sind im siebten Himmel, heißt es. Es sind aber nur die Emotionen, die Dopamine und anderen Botenstoffe, die so weit und so hoch tragen. Das Herz hat Gründe, die der Verstand nicht begreift, schrieb weniger biochemisch, aber dafür umso menschlicher schon Blaise Pascal. Diese Gründe des Herzens kann die Kirche ausloten, sie haben mit ihrem Selbstverständnis zu tun.

Emotionen sind eine Beziehungssache. Liebe ist nur zwischen Personen denkbar. Das Urgefühl existentieller Sicherheit und des bedingungslosen Angenommenseins setzt die Kommunikation voraus. Kommunikation ist eben nicht nur eine Sache des Verstandes. Das Lächeln, die Offenheit, die Bereitschaft der bedingungslosen Annahme durch die Mutter ist Kommunikation pur. Das geschieht nicht nur mit dem Gesichtsmuskel, sondern mehr noch mit den Augen. Der amerikanische Psychiater und Erfolgsautor Ross Campbell konkretisiert das in seinem Bestseller mit dem Titel „Kinder sind wie ein Spiegel“ am Augenkontakt. Er schreibt: „Wenn wir uns mit Kindern, beziehungsweise mit dem

Emotionale Sicherheit und Kommunikation sind die Voraussetzung für die Bildung von Humanvermögen. Sie führen auch zum integren Menschen als Erziehungsziel. Campell definiert ihn so: „Ein integrier Mensch sagt immer die Wahrheit, hält stets, was er verspricht, übernimmt jederzeit die Verantwortung für sein Verhalten.“ Wahrheit, Loyalität, Verantwortungsbewusstsein – das sind Grundtugenden heute, in der Familie werden sie zuerst gelebt. Die Familie ist ein Raum der Geborgenheit, der Lebensraum der selbstlosen Liebe. Es geht nicht nur um das genetische Bad. Es geht um das Angenommen-Sein um der Person willen, ganz gleich, was sie hat oder leistet, wie sie aussieht oder was sie tut. Es gibt das menschliche Grundbedürfnis nach dieser selbstlosen Liebe. Das Streben danach ist offenbar eine anthropologische Konstante. Die Liebe ist das Ur-Geschenk, sagt Thomas von Aquin, alles, was uns sonst noch unverdient gegeben werden mag, wird erst durch sie zum Geschenk. Und „alle menschlichen Verfehlungen sind“, so folgert Alfred Adler, „das Ergebnis eines Mangels an Liebe“.

Liebe ist eine schöpferische Tat, eine Beziehungstat. Sie prägt und gestaltet das Verhältnis von Personen zueinander, sie schafft existentielle Nähe. Die dauerhafte Befriedigung dieses Naturbedürfnisses geschieht in der Familie. Es gibt keinen anderen Ort in der Gesellschaft, an dem eine so selbstlose und tätige Liebe möglich ist. Deshalb ist die Familie

auch unverzichtbar für den Menschen und für die Gesellschaft.

Selbstlose Liebe – das ist die Liebe, die niemanden aufgibt, die die letzte Hoffnung nicht verliert, die unheilbare oder schwer heilbare Krankheiten von engen Angehörigen aushält, Anfeindungen oder Demütigungen von Freunden erträgt, die schweigt, weil man ohnmächtig ist, wenn Freunde und Kinder andere Wege gehen, obwohl man alles getan hat, damit sie auf dem guten Weg bleiben. Denn Erziehung heißt nicht, jemanden als Projekt zu planen, sondern ihm diese selbstlose Liebe zu schenken. In diesem Sinn sollten wir uns gelegentlich fragen: Was ist der Plan Gottes für unsere Kinder? Deckt er sich mit meinen Plänen, meinem Ehrgefühl, meinen Wünschen? Meinen Lebensprojekten? Auch das heißt selbstlos lieben oder, um es mit den Worten von Dostojewski zu sagen: Einen Menschen lieben heißt, ihn so sehen, wie Gott ihn gemeint hat.

Lieben ist ja nicht nur ein Gefühl, sondern zuerst ein Willensakt. Thomas von Aquin sagt: Die Liebe ist ihrer Natur nach der früheste Akt des Willens. Augustinus wiederum nennt die Liebe den „Urakt des Willens“, Quelle und Mittelpunkt der Existenz. Deshalb stimmt ja auch die Weisheit des römischen Konsuls Claudius, wonach jeder seines Glückes Schmied ist. Man muß sich schon bemühen, auch in der Familie. Ohne Wille zur selbstlosen Liebe, ohne Selbstanimierung zum Gespräch gewinnt man keine Zeit für die Beziehung und für die Kommunikation. Und wenn die Kommunikation fehlt, dann fehlt auch die Liebe. Man kann auch in der Familie, ja in der Masse einsam sein, wenn der persönliche

Austausch fehlt, weil niemand mehr durch anerkennende Worte das Herz erwärmt. Die Einsamkeit ist überhaupt der Preis einer Gesellschaft, in der die Familie über Jahrzehnte hinweg vernachlässigt wurde zugunsten hedonistischer Lebensformen.

Selbstlose Liebe, die Klassiker der Antike haben sie schon besungen. Die Scholastik hat sie theologisch ergründet. Und heute, rund 750 Jahre später, heute werden diese Erkenntnisse der Alten von der Bindungs- und Hirnforschung bestätigt. Der amerikanische Professor Thomas Verny hat vor zwei Jahren mal die bisherigen Ergebnisse der Hirnforschung zusammengetragen. Nur zwei Daten: Bis zum dritten Geburtstag ist das junge Hirn eine wahre Synapsenfabrik. Sie produziert diese Verschaltungen der Zellen, die Bilder erzeugen und damit erst Denken und Fühlen ermöglichen. Mit drei Jahren hat das Gehirn des Babys 1000 Billionen Synapsen, doppelt so viele wie sein Kinderarzt. Denn es baut im Lauf der Jahre auch Synapsen ab, wenn es sie nicht gebraucht. Das ist wie mit Pfaden durch eine Wiese. Wenn sie oft gebraucht werden, entstehen Wege, wenn nicht, dann werden sie überwuchert und verschwinden. Ferner: Jede Gehirnzelle kann 15.000 Verbindungen mit anderen Zellen eingehen. Das ist ein persönliches Adressbuch wie ein Telefonbuch. Je mehr Verschaltungen umso komplexer die neuronalen Netzwerke, umso kreativer der Mensch. Thomas Verny fasst zusammen: „Die Forschungsergebnisse beweisen, dass die Art der elterlichen Zuwendung mehr Einfluss auf die Hirnentwicklung hat als wir je für möglich hielten. Was nun der Sauerstoff für das Gehirn ist, das sind freundliche, respektvolle

und liebevolle Worte für das junge Bewusstsein“.

Natur-Wissenschaft, vor diesem Hintergrund erhält der Name einen neuen Klang. Es ist die Natur der Liebe, die Kreativität schafft, Integrität, Innovationskraft, Ausdauer – kurz das Humanvermögen. Das ist das Sensationelle an der Hirnforschung. Sie bestätigt die alte Lehre vom Gelingen des Menschseins, sie bestätigt antike Philosophen, die Scholastik und moderne Pädagogen. Sie bestätigt vor allem uns selbst. Denn wir haben ja alle die Neigung in uns, unsere Kinder zu lieben. Diese Neigung zu erklären, sie bewusst zu machen als natürliche Gabe, sie als Weg und Zielvorgabe in der Familie zu konkretisieren, Liebe als Vollendung des Lebens griffig und habhaft zu machen – das ist eine Aufgabe von Mutter Kirche, nicht nur für den Familiensonntag. Die Erfüllung dieser Aufgabe ist Mission und Neu-Evangelisierung zugleich.

Die Kirche in Deutschland könnte auf die Ergebnisse der Hirn- und Bindungsforschung verweisen, sie bräuchte nicht mehr nur theologisch zu argumentieren. Sie könnte, ja sie sollte sich permanent und lauter einmischen in den politischen Diskurs über Ehe, Familie und Liebe. Die Menschen warten darauf, dass ihnen jemand mehr sagt als die Politiker mit ihren Sprechblasen von Betreuung und Vereinbarkeit. Sie könnten auf viele Beispiele im Ausland zurückgreifen, denn der strategische Vorteil der katholischen Kirche ist ihr globales Netzwerk. In vielen Ländern und Weltregionen werden die Bitten und Mahnungen aus Rom umgesetzt. Vor drei Jahren wurde die Afrikanische Föderation für

Die für die Familie einstehen: die einzige Institution in Deutschland, die seit Jahrzehnten unverdrossen der Gerechtigkeit für Familien eine Bresche schlägt, ist das Bundesverfassungsgericht in Karlsruhe. Es mag manches Fehlurteil gefällt haben, in der Familienpolitik hat es mehr bewirkt als sämtliche Regierungen der Bonner und erst recht der Berliner Republik.



die Familie (FAAF) mit Filialen in mehr als einem Dutzend Ländern des Kontinents gegründet. Ihr Motor sind Missionare und vor allem Frauen wie die Kinderärztin Therese Niyrabukye, die früher das Familieninstitut Johannes Paul II. in Ruanda leitete. Kongresse, Studienprogramme und praktische Seminare für Mütter sind nur ein Teil der Tätigkeit. Eheberatung, Jugendarbeit und Ausbildung von Seminaristen in Familienfragen sind ein anderer. In den Programmen der Familienpastoral von Schwester Catherine in Indien heißt ein Punkt: „Angesichts der Globalisierung – wie wir stabile Ehen und Familien bekommen und die Solidarität in der Gesellschaft erhalten“. Ähnliches gilt für die Familienpastoral und Ehevorbereitungseminare in Peru, Chile, Kuba oder auf den Philippinen. Auch in Brasilien und in Osteuropa steht die Kirche für eine Kultur des Lebens und für die „Zivilisation der Liebe“ (Paul VI.). Diese Zivilisation erfordert auch Taten. In Brasilien verteilt eine vom Ortsbischof unterstützte „Vereinigung für Erziehung, Hoffnung und Leben“ Informationsmaterial in Schulen, Apotheken und Arztpraxen. In Mexiko arbeitet eine Diözese mit plakativen Slogans wie „Mahlzeiten in der Familie sind das Salz des Lebens“.

Von solcher Lebensnähe und unkomplizierter Lebensfreude kann die Kirche in Deutschland noch einiges lernen. Aufmunternd wäre schon, wenn sie ihre Arbeit mal quantifizieren ließe, so wie die Zürcher Kirchen das im vergangenen Jahr getan haben. Heraus käme nämlich in jedem Fall, dass die Familie in Deutschland ohne die von Kirchen organisierten Events, Dienste und ehrenamtliche Arbeit ein Patient ohne Hoffnung wäre. Denn die Wirtschaftswelt ist über die Globalisierung zwar begeistert, die Kirche aber warnt zu Recht: Die Globalisierung schwächt die Familie, weil die Werte des Menschlichen und der Familie durch das Kosten-Nutzen-Denken verdrängt werden. Eltern sind, wie Johannes Paul II. in seinem Brief an die Familien schreibt, „Lehrer in Menschlichkeit“, Erziehung selbst sei „Besenkung mit Menschlichkeit“. Das ist der Einsatz. Ohne diese Menschlichkeit haben die Kirchen hier bei uns in der Tat keine Zukunft. □

Franz Salzmacher:

Alles Gute zum Neuen Jahr

Gedanken zu einer schönen Gewohnheit

Schon Platon wusste es: Die ständige Sorge um die Gesundheit ist auch eine Krankheit, meinte der große Grieche und er hätte diese Bemerkung sicher zum Jahreswechsel öfter zum Besten gegeben. Denn nichts wird in diesen Tagen so sehr gewünscht wie Gesundheit, das sei das höchste Gut. Echte, das heißt praktizierende Christen wissen, dass es nicht so ist. Aber Politiker – mit und ohne hohes C – glauben offenbar, dass Gesundheit nicht zu überbieten ist. Ihr ordnen sie sogar die Parteitagsgespräche unter. Pünktlich zu den Parteitagen von CSU und CDU Ende November und Anfang Dezember einigten sie sich nach quälendem monatelangem Streit auf einen Kompromiss, der von den Parteitagen auch angenommen wurde. Ob er je Gesetzeskraft erlangt, steht in den Sternen.

Wie bei jedem echten Kompromiss war es schwierig, einen Sieger ausfindig zu machen. Unter dem Strich aber lässt sich sagen, dass beim unionsinternen Ringen die Vorsitzende der größeren Partei am längeren Hebel saß und mehr prinzipielle Positionen durchsetzte als der Chef der bayerischen Schwester. Das Mischmodell aus Prämie, Steuern und einkommensabhängigem Beitrag ist im Detail kompliziert, ob es ausreicht, das Gesundheitssystem demographiefest zu machen, bleibt fraglich. Die Probe wird, falls die Union überhaupt die Wahlen gewinnt, erst in acht bis zehn Jahren kommen, wenn die Last der Alten mit Wucht auf Gesellschaft und Kassen hereinbricht. Aber es ist immerhin ein Projekt, über das sich konkret diskutieren lässt. Das

muß die rotgrüne Mannschaft erstmal bringen. Sie hat bisher nur einen Plan. Ihre Bürgerversicherung hört sich einfach an, aber bis jetzt kann noch nicht einmal die Regierung selber vorrechnen, ob das Projekt auch finanzierbar ist. Sie ist noch kleinmütiger als die Union und verlegt sich nur auf vages Versprechen.

Kurz nach dem Parteitagsreigen kam die Wahrheit. „Weder die Bürgerversicherung noch die Gesundheitsprämie und auch nicht das aktuelle Kompromissmodell von Angela Merkel und Edmund

**Glück und Segen
und vor allem Gesundheit
– worauf es wirklich ankommt**

Stoiber bringen die notwendige finanzielle Nachhaltigkeit in das Gesundheitssystem“, erklärte Professor Bernd Raffelhüschen vom Forschungszentrum Generationenverträge der Universität Freiburg. Er präsentierte eine neue wissenschaftliche Studie der Initiative Neue Soziale Marktwirtschaft, die er gemeinsam mit dem Deutschen Institut für Gesundheitsökonomie erstellt hat. Haupt-Fazit der Untersuchung: „Alle bekannten Reformmodelle für das Gesundheitswesen haben vor allem die Sicherung der Krankenkasseneinnahmen im Fokus, doch sinnvolle Anreize, die Ausgaben zu senken, enthalten sie nicht.“ Alle würden sie kommenden Generationen Milliarden-Defizite aufbürden, die sogar höher liegen, als würde man den Status quo des Kassenbeitragsystems beibehalten. In diesem Zusammenhang warf Raffelhüschen „der Rürup-, Herzog- und der Nahles-Kommission“ vor, ihren eigentlichen Auftrag aus dem Auge verloren zu haben, „nämlich die Nachhaltigkeit in der Finanzierung der Sozialen Sicherungssysteme“.



Bestseller mit lebensphilosophischem Fundament: Das Buch des Psychotherapeuten und Theologen Manfred Lütz sagte tiefe Wahrheiten auf humorvolle Weise. Im Klappentext heißt es: „Unsere Vorfahren retteten ihre Seele, wir retten unsere Figur. Keine Frage, wir haben eine neue Religion: die Gesundheitsreligion.“

Die Politik forderte Raffelhüschen zu „unpopulären Maßnahmen“ auf. So müssten außer dem Zahnersatz auch Zahnarztleistungen vollständig aus dem Kassenkatalog gestrichen werden. Dies würde eine jährliche Ersparnis von 8 Milliarden Euro bringen. Scharf griff der Wissenschaftler das Konzept der Bürgerversicherung an, „die von den üblichen Verdächtigen des allseits umsorgenden Sozialstaates“ propagiert werde. Demographiebedingt werde sich der Beitragssatz – heute liegt er bei durchschnittlich 14,4 Prozent – ohne Reformen auf der Ausgabenseite langfristig bei „über 22 Prozent festsetzen“. Nach Ansicht von Max Höfer, Leiter des Deutschen Instituts für Gesundheitsökonomie müsste eine radikale Reform auf der Ausgabenseite der Gesetzlichen Krankenversicherung (GKV) stattfinden. „So unpopulär diese Maßnahmen auch sein werden, früher oder später müssen sie kommen. Ein Verzögern unpopulärer Eingriffe macht diese noch schmerzhafter, deswegen ist es Zeit für einen schnellen, radikalen und nachhaltigen Eingriff beim Patienten ‚GKV‘“, betonte Höfer.

Ob Raffelhüschen, Rürup, Herzog oder sonst einer der Propheten des künftigen Gesundheitswesens, alle reden nur von der Finanzierung der Gesundheit. Geld ist offenbar noch wichtiger als die Gesundheit. Ähnlich bei der Politik. Für sie ist die Meinung des Wählers über das jeweils vorgeschlagene Gesundheitssystem wichtiger als die Gesundheit als solche. Diese Meinung ist ein Machtfaktor, und der ist auch ein höheres Gut als die Gesundheit. Solche gedanklichen Ansätze bestimmen die Diskussion. Das ist die Schlagseite der Diskussion. Ihr fehlt eine ethische Dimension. Deshalb wird auch das ultimative Gesundheitsproblem, die Sterbehilfe, zunehmend unter diesem Gesichtspunkt gesehen. Das Leiden als „heilbringende Kraft“ wird ausgeklammert. Es ist aber, christlich gesehen, ein noch höheres Gut als die Gesundheit, weil es den Menschen schicksalhaft auf die Probe und auch auf die Glaubensprobe stellt.

Natürlich ist das kein politisches Argument. Es ist eine Wirklichkeit für das persönliche Leben. Aber wenn die geistige Dimension in der Gesellschaft insgesamt verblasst, dann droht der Mensch ins Barbarische einer nur physischen Gesundheitsdebatte abzugleiten. Romano Guardini wies in diesem Sinn auf die Gefahr des „unmenschlichen“ oder des „nicht-humanen Menschen“ hin. Der große Denker sah die „Unmenschlichkeit des Menschen“ in einem unmittelbaren Zusammenhang mit dem Vergessen Gottes. In seinem posthum erschienenen Werk „Die Existenz des Christen“ beobachtet Guardini, wie der Geist als solcher krank werden kann. „Das geschieht nicht unbedingt nur dann, wenn der Geist sich irrt, sonst wären wir ja alle geistig krank, denn wir täuschen uns alle mal; noch nicht einmal, wenn der Geist häufig lügt; nein, der Geist wird krank, wenn er in seinem Wurzelwerk den Bezug zur Wahrheit verliert. Das wiederum geschieht, wenn er keinen Willen mehr hat, die Wahrheit zu suchen und die Verantwortung nicht mehr wahrnimmt, die ihm bei dieser Suche zukommt; wenn ihm nicht mehr daran liegt, zwischen wahr und falsch zu unterscheiden“. Das ist das höchste Gut des Menschen: Dass er diesen göttlichen Funken in sich trägt, die Wahrheit und damit sein Verhält-

nis zu und seine Verbundenheit mit Gott zu erkennen. Augustinus sagt es in seinen Bekenntnissen so: „Das glückliche Leben ist nichts anderes, als die Freude, welche die Wahrheit erzeugt“ und „diese Wahrheit findet man in Dir, Herr, in Dir, der höchsten Wahrheit“.

In solch einem Erkenntnis-Prozess spielen Leiden und Reue eine läuternde Rolle. Noch einmal Guardini: „In einem geheimnisvollen Leiden stellt das Herz sich der Reue zur Verfügung und überliefert sich so der heiligen Macht des Schöpfergeistes. Daraus wird das Versäumte neu geschenkt. Das Falschgemachte wird in Ordnung gerückt. Das Böse umgelebt und ins Gute hinübergebracht. Nicht äußerlich verbessernd, sondern so, dass alles durch das in der Reue wirkende Geheimnis der umschaffenden Gnade hindurchgeht und neu ersteht.“

Das „heilbringende Leiden“ – *Salvici doloris* heißt die Enzyklika von Johannes Paul II. über das Leiden – schafft die Gesundheit der Seele. Darauf kommt es letztlich an. Natürlich kann man auch in einem gesunden Körper seelisch gesund (früher hieß es: im Stand der heiligmachenden Gnade) sein. Das ist wohl der tiefere Sinn, wenn man sich „alles Gute“ zum neuen Jahr wünscht. Man wünscht sich das definitiv Gute, das Heil an Leib und Seele, die liebende Verbundenheit mit Gott. Mehr kann man in der Tat nicht wünschen. Wer dagegen nur das leibliche Wohlbefinden im Auge hat, vergisst, dass die Würde der menschlichen Person nicht von ihrer jeweiligen Verhüllung abhängt. Das ist das Wunderbare an der *conditio humana*: Sie trägt schon ein Stück Ewigkeit in sich, und deshalb kann man auch unheilbar kranken oder behinderten Menschen alles Gute wünschen. Sie werden geheilt werden.

Wer den Menschen in dieser Fülle sieht, der sieht auch die Gen- und Biotechnologie, die Sterbehilfe und den Lebensschutz anders als die politisch-ideologischen Klempner des Leiblichen, die nur wirtschaftliche Zusammenhänge und Wettbewerbsvorteile im Sinn haben. Auch ihnen sollte man gute Besserung und alles Gute wünschen. Sie können es gebrauchen. □

„Unsere Tage heiligen und ihnen Richtung geben“

Das kirchliche Stundengebet – ein Gebet aller Gläubigen

Das kirchliche Stundengebet ist ein Gebet der ganzen Kirche, ein Gebet für alle Christen, nicht nur für Priester und Ordensleute. Papst Paul VI. hat dies 1971 bei der Einführung des erneuerten Stundengebetes so begründet:

„Das ganze Leben der Gläubigen ist zu allen Stunden des Tages und der Nacht gleichsam eine ‚Leitourgia‘, ein öffentlicher Dienst, in dem sie sich Gott und den Menschen hingeben und sich so in das Tun Christi einschließen, der durch sein Leben und seine Hingabe das Leben aller Menschen geheiligt hat. Diese tiefe Wahrheit, die dem christlichen Leben zugrunde liegt, bringt das Stundengebet deutlich zum Ausdruck und bestätigt sie wirksam. Deshalb wird das Stundengebet allen Christgläubigen angeboten, auch denen, die es nicht pflichtgemäß verrichten müssen.“¹

Die Empfehlung des Konzils

Der Papst bezieht sich damit auf die Empfehlung, die das 2. Vatikanum unter seinen Richtlinien zur Erneuerung des Stundengebetes gegeben hat: „Auch den Laien wird empfohlen, das Stundengebet zu verrichten, sei es mit den Priestern, unter sich oder auch jeder einzelne allein.“² Wie für Priester und Ordensleute geht die Empfehlung des Konzils auch für die Laien dahin, das Stundengebet, wenn möglich, in Gemeinschaft zu verrichten und es, wenn möglich, zu singen.³ Dass aufgrund ihrer Lebensverhältnisse nicht alle Gläubigen das ganze Offizium beten können, ist dem Konzil natürlich klar.⁴

„Die Laudes als Morgengebet und die Vesper als Abendgebet, nach der ehrwürdigen Überlieferung der Ge-

In der Ausgabe Nr. 12/04 schilderte P. Coelestin Stöcker OSB die Ursprünge des Stundengebetes und seine Übung in den Klöstern.

Als Fortsetzung dazu zeigt heute unser Mitarbeiter Heinz Froitzheim, warum das kirchliche Stundengebet ein Gebet für alle Gläubigen ist.

samtkirche die beiden Angelpunkte des täglichen Stundengebetes, sollen als die vornehmsten Gebetsstunden angesehen und als solche gefeiert werden“⁵, und die Seelsorger sollen darum bemüht sein, „dass die Hauptthoren, besonders die Vesper, an Sonntagen und höheren Festen, in der Kirche gemeinsam gefeiert werden“.⁶ Damit beim Beten aber „Herz und Stimme besser zusammenklängen“, werden alle, die das Stundengebet verrichten, eindringlich ermahnt, „sich eine reichere liturgische und biblische Bildung anzueignen, zumal, was die Psalmen betrifft“.⁷

Die Gläubigen, welche das Stundengebet feiern, vereinen sich durch das Psalmengebet, das Nachsinnen über das Wort Gottes, durch Gesänge und Segnungen mit Christus, unserem Hohenpriester. So schließen sie sich dem unablässigen und weltumspannenden Gebet Christi an, das den Vater verherrlicht und auf die ganze Welt die Gabe des Heiligen Geistes herabfleht.

Katechismus der katholischen Kirche 1196

„Wirksame Nahrung für das geistliche Leben“

„Ein Gebet aller Christen“ – dem wurde dann auch bei der Reform des kirchlichen Stundengebetes Rechnung getragen, wie Papst Paul VI. mitteilt: „Das Offizium ist das Gebet des ganzen Gottesvolkes. Es wurde daher so redigiert, dass an ihm nicht nur Kleriker, sondern auch Ordensleute sowie die Laien teilnehmen können. Der Verschiedenheit der Gruppen nach Ordnung und Stand und ihren Bedürfnissen ist dadurch Rechnung getragen, dass mehrere Formen der Feier eingeführt wurden. Sie ermöglichen es den einzelnen Gemeinschaften, die das Stundengebet verrichten, ihr Beten den jeweiligen Verhältnissen anzupassen.“⁸ Damit aber der Charakter des Stundengebetes als eines Gebetes in Christus und mit Christus besser in Erscheinung trete, vertieft Papst Paul VI. die Mahnung des Konzils zu „reicherer liturgischer und biblischer Bildung: es muss „jenes innige und lebendige Ergriffensein von der Heiligen Schrift, das das Stundengebet weckt, in allen wieder aufleben, so dass die Heilige Schrift in der Tat zum vorzüglichen Quell des gesamten christlichen Betens wird. Vor allem das Psalmengebet, das dem Wirken Gottes in der Heilsgeschichte ständig nachgeht und es verkündet, muss vom Volk Gottes mit neuer Liebe entdeckt werden.“⁹

Es ist, so Paul VI., „höchst wünschenswert“, dass das Stundengebet der Kirche, gemäß der alten Überlieferung der Kirche und den Erfordernissen unserer Zeit wiederhergestellt, nun „das ganze christliche Beten durchdringt, es belebt, seine Richtschnur und sein



Aus einem mittelalterlichen Stundenbuch: Die Eröffnungsversikel des Stundengebets „Domine labia mea aperies...“ – „Herr, öffne meine Lippen...“ mit der Initiale „D“, darin der segnende Christus (ca. 1300; Fitzw. Mus. Cambridge, Ms 242)

Unten: Im „Kleinen Stundenbuch“ sind die beiden „Angelpunkte“ und „vornehmsten Horen“ des kirchlichen Stundengebets zusammengefasst: die Laudes als Morgengebet und die Vesper als Abendgebet.



Ausdruck ist und dem geistlichen Leben des Gottesvolkes wirksame Nahrung gibt”.¹⁰

Mit der Einführung des neuen Stundenbuches in lateinischer Sprache für den römischen Ritus ordnete Paul VI. 1970 an – auch dies unter dem Aspekt „Gebet des ganzen Volkes Gottes“: „Die Bischofskonferenzen sollen ... für volkssprachliche Ausgaben dieses liturgischen Buches sorgen.”¹¹

Schulen des Gebetes

In seinem programmatischen Schreiben für das dritte Jahrtausend, in *Novo millennio ineunte*, hat Papst Johannes Paul II. die Bedeutung des Stundengebets für die Berufung aller Christen zur Heiligkeit dargetan. Um dieser Berufung nachzukommen, brauche es „ein Christentum, das sich vor allem durch die Kunst des Gebetes auszeichnet ... Unsere christlichen Gemeinden müssen echte ‚Schulen‘ des Gebets werden”.¹² Nicht nur Christen mit einer besonderen Weihe, auch die gewöhnlichen Christen, können sich nicht „mit einem oberflächlichen Gebet zufrieden geben, das ihr Leben nicht zu erfüllen vermag”. – „Besonders angesichts der zahlreichen Prüfungen, vor die die heutige Welt den Glauben stellt, wären sie nicht nur mittelmäßige Christen, sondern ‚gefährdete Christen‘” – mit dem Risiko, allmählich den Glauben zu verlieren und Surrogaten zu verfallen oder seltsamem Aberglauben.

„Da lädt das öffentliche Gebet der Kirche uns ein, unsere Tage zu heiligen und ihnen eine Richtung zu geben. Wie nützlich wäre es, wenn nicht nur in den Ordensgemeinschaften, sondern auch in den Pfarrgemeinden mehr Wert auf ein Klima gelegt würde, in dem das Gebet vorherrscht ... Der Tagesplan einer christlichen Gemeinde müsste die vielfältigen pastoralen Tätigkeiten und das Zeugnis in der Welt mit der Feier der Eucharistie und womöglich mit den Laudes und der Vesper verbinden. Ein solcher Tagesablauf ist denkbarer, als man gemeinhin glauben mag. Das zeigt die Erfahrung engagierter Gruppen, die auch einen hohen Anteil an Laien unter sich verzeichnen.”¹³

In seinem Schreiben zum Jahr der Eucharistie *Mane nobiscum, Domine* erinnert der Papst noch einmal an diese Ausführungen über die Notwendigkeit eines vertieften Gebetes und die Pflege des Stundengebetes.¹⁴ Wie in *Novo millennio ineunte* angekündigt,¹⁵ erklärt der Heilige Vater derzeit in seinen Mittwochskatechesen die Psalmen der Laudes und der Vesper. Die Katechesen werden regelmäßig in der deutschsprachigen Wochenausgabe des *Osservatore Romano* veröffentlicht.¹⁶

Im *Katechismus der Katholischen Kirche* findet sich ein eigener Abschnitt über das Stundengebet.¹⁷ Da heißt es u.a. „Die Stundenliturgie soll zum Gebet des ganzen Volkes Gottes werden ... Jeder nimmt seiner Stellung in der Kirche und seinen Lebensumständen entsprechend daran teil ...“

Das „Stundenbuch“ in deutscher Sprache

Die deutschsprachigen Ausgaben der neuen liturgischen Bücher zur Feier des Stundengebetes liegen seit etlichen Jahren vor. Eine deutsche Fassung des lateinischen Stundenbuches von 1970, redigiert und erweitert im Anschluss an den Regionalkalender wurde im Frühjahr 1978 als authentische Ausgabe für den liturgischen Gebrauch von den Bischofskonferenzen des deutschen Sprachgebietes approbiert und im Mai 1978 von der Gottesdienstkongregation in Rom bestätigt. Sie trägt den Titel „Stundenbuch – Die Feier des Stundengebetes für die Bistümer des deutschen Sprachgebietes“ und umfasst drei Bände: Advent und Weihnachtszeit, Fastenzeit und Osterzeit, Im Jahreskreis. Das Lektio-

nar zum Stundenbuch (d. i. der Text für die Lese-Horen) ist in 16 Heften enthalten, die jeweils entsprechend der Kirchenjahreszeit in die Bände eingehängt werden können.¹⁸

Ein „Kleines Stundenbuch“

Teile dieses vollständigen Stundenbuches, nämlich das Morgenbet (Laudes), das Abendbet (Vesper) und die Komplet haben die Liturgischen Institute Salzburg, Trier und Zürich in Zusammenarbeit mit der „Ständigen Kommission für die Herausgabe der gemeinsamen liturgischen Bücher im deutschen Sprachgebiet“ zu einem „Kleinen Stundenbuch“ zusammengestellt und in vier kleineren Bänden herausgebracht: Advent und Weihnachtszeit, Fastenzeit und Osterzeit, Im Jahreskreis, Die Gedenktage der Heiligen.¹⁹ Dieses „kleine Stundenbuch“ ist gedacht

- ◆ für geistliche Gemeinschaften, die nicht zum vollen Stundengebet verpflichtet sind,
- ◆ für Gebetskreise und Gruppen,
- ◆ für Teilnehmer an Besinnungstagen, Exerzitien und Wallfahrten,
- ◆ für das Hausbet in Familien,
- ◆ für jeden, der als einzelner sich wenigstens an Teilen des Stundengebetes beteiligen will.

Am Schluss seiner Einführung in dieses Kleine Stundenbuch schreibt der Liturgiker Prof. Balthasar Fischer: „Im Responsorium der Komplet steht allabendlich ein Wort, in das man den Sinn des ganzen Stundengebetes zusammenfassen kann ..., ein Wort, in dem Lob und Bitte in letztem Vertrauen zusammenklingen: »Herr, auf dich vertraue ich. In deine Hände lege ich mein Leben.«“ □

Das Gebet ist das Leben des neuen Herzens. Es muss uns immerzu beseelen. Wir vergessen aber den, der unser Leben und unser Alles ist. Darum bestehen die geistlichen Väter im Anschluss an das Buch Deuteronomium und die Propheten auf dem Gebet als einer „Erinnerung an Gott“, einem häufigen Wachrufen des „Gedächtnisses des Herzens“, „Man soll sich häufiger an Gott erinnern als man atmet“ (hl. Gregor v. Nazianz, or. theol. 1,4). Aber man kann nicht „jederzeit“ beten, wenn man nicht zu gewissen Zeiten bewusst betet. Diese Augenblicke sind dann in ihrer Tiefe und Dauer Höhepunkte christlichem Betens.

Die Überlieferung der Kirche bietet den Gläubigen sich regelmäßig wiederholende Gebete an. Um das ständige Gebet zu fördern. Einige davon sind tägliche Gebete, z.B. das Morgen- und Abendbet, das Gebet vor und nach den Mahlzeiten und das Stundengebet. Der Sonntag mit seiner Ausrichtung auf die Eucharistie wird besonders durch das Gebet geheiligt. Das Kirchenjahr mit seinen großen Festen ist das zeitliche Grundmaß im Gebetsleben der Christen.

Katechismus der katholischen Kirche 2697/8

¹ Apost. Konstitution *Laudis Canticum* (im Folgenden LC) vom 1.11.1970; in: Stundenbuch – Die Feier des Stundengebetes, S. 21

² Vaticanum II, Liturgiekonstitution *Sacrosanctum Concilium* (im Folgenden SC) Nr. 100. – Im CIC Can 1174 §2 so: „Zur Teilnahme am Stundengebet als einem Handeln der Kirche werden auch die übrigen Gläubigen je nach den Umständen nachdrücklich eingeladen“.

³ ebd., 99, 113

⁴ ebd., 98

⁵ ebd., 89

⁷ ebd., 90

⁹ ebd., S. 20

¹¹ ebd., S. 23

¹² Apost. Schreiben *Novo millennio ineunte* vom 6.1.2001 32 u. 33

¹³ ebd., 34

¹⁴ Apost. Schreiben *Mane nobiscum Domine* vom 8.9.2004, Nr. 8

¹⁵ *Novo mill. ineunte* 34

¹⁶ Im Schwabenverlag AG, D-73745 Ostfildern

⁶ ebd., 100

⁸ LC S. 16

¹⁰ ebd., S. 19

¹⁷ KKK 1174-1778

¹⁸ Umfang der Bände: 1250, 1600 u. 1450 Seiten; Format 10,5x19,5 cm; Dünndruckpapier. Umfang der Lektio-nar-Hefte: je zwischen 250 u. 350 Seiten. – In den Verlagen Benziger/Einsiedeln u. Zürich, Herder/Freiburg u. Basel, St. Peter/Salzburg und Veritas/Linz.

¹⁹ In den Jahren 1981-1991. Umfang der Bände: ca. 550, 650, 480 u. 700 Seiten. Format 11x16cm. – Verlage wie oben Anm. 18

Paul Schneider und die Ökumene der Märtyrer



Wenn Ökumene interkonfessionelle Zusammenarbeit der getrennten Christen meint, dann ist der so genannte ökumenische Kirchentag 2003 in Berlin zunächst einmal ein Beispiel für versäumte Gelegenheiten; denn ein gemeinsames Zeichen für den Schutz des Lebens und gegen die staatlich erlaubte Gotteslästerung ist ausgeblieben, obwohl dort alle namhaften Politiker ansprechbar gewesen wären. Wie schwach muss die Ökumene der hier verantwortlichen Kirchen – Bürokraten und der Medien sein?

Als stark erwies sich dagegen die Ökumene der Märtyrer im Nationalsozialismus und im Kommunismus. Ein bewundernswerter Repräsentant dieser Helden ist der evangelische Pfarrer Paul Schneider, der Prediger von Buchenwald. Er ist am 29.08.1891 in einer rheinischen Pfarrerrfamilie geboren. Er wurde ebenfalls Pfarrer und übernahm 1926 die Gemeinde Hochelheim,

wo schon sein Vater Pfarrer war. Bei den Reichpräsidentenwahlen 1932 trat er für Hindenburg ein, was die örtliche NSDAP zu einer Beschwerde bei seinen kirchlichen Vorgesetzten veranlasste. Die Nazis bekämpften die kirchliche Jugend als Konkurrenz und wollten sowohl das Glockengeläut als auch die Fahnenstange am Kirchturm für politische Propaganda missbrauchen. Das erlaubte Pfarrer Schneider nicht. Er lehnte auch den so genannten Arierparagraphen ab und verweigerte den Gruß „Heil Hitler“. Die NSDAP erzwang seine Versetzung. Am neuen Dienort Dickenschied kam es zum nicht mehr überbrückbaren Krach bei der kirchlichen Beerdigung eines jungen Nationalsozialisten. Der politische Missbrauch religiöser Symbole führte zu einer Gegenrede Schneiders am offenen Grab. Schneider bezog auch Stellung gegen öffentliche Äußerungen des SA-Führers Röhm und des Propagandaministers Goebbels. Doch hier

hielt im Gegensatz zu Hochelheim der örtliche Kirchenvorstand treu zum Pfarrer. Dieser schloss sich sogar mit Schneider zusammen der oppositionellen „Bekennenden Kirche“ an. Der politischen Parole „ein Volk, eine Glaube, eine Kirche“ stellte er die Bekenntnispflicht entgegen. Als daraufhin sein Gehalt gekürzt wurde, brachten ihm die Bauern freiwillig Kartoffeln, Milch und Butter. Der evangelische Lehrer an der Bekenntnisschule bereitete dem Pfarrer große Sorgen. Im Unterricht deutete der Lehrer die Bibel nationalsozialistisch. Auch sein Privatleben empfanden die Leute als anstößig. Mahnungen des Kirchenvorstandes nutzten nichts. Als dieser Lehrer vertretungsweise auch die katholischen Kinder unterrichten sollte, beschwerten sich die katholischen Eltern bei der Schulverwaltung und der evangelische Pfarrer unterstützte die Beschwerde der katholischen Eltern. Dass der evangelische Pfarrer die evangelischen Kinder beim katholischen Lehrer bald besser aufgehoben sah, spricht für seine Ökumene, denn er vertraute zu Recht darauf, dass der katholische Lehrer Glaubensunterschiede respektieren und politische Verführung vermeiden würde. Dagegen grenzte Schneider seine Gemeinde von den beiden evangelischen Lehrern ab, weil sich diese den nationalsozialistischen „Deutschen Christen“ angeschlossen hatten; er

Aus einer theozentrischen Sicht haben wir Christen bereits ein gemeinsames Martyrologium. Es enthält auch die Märtyrer unseres Jahrhunderts, die viel zahlreicher sind, als man glauben würde, und zeigt, wie auf einer tiefen Ebene Gott unter den Getauften die Gemeinschaft unter dem höchsten Anspruch des mit dem Opfer des Lebens bezeugten Glaubens aufrechterhält. Wenn man für den Glauben zu sterben vermag, beweist das, dass man das Ziel auch dann erreichen kann, wenn es sich um andere Formen desselben Anspruchs handelt. Ich habe bereits mit Freude festgestellt, dass die zwar unvollkommene, aber real gegebene Gemeinschaft in vielen Bereichen des kirchlichen Lebens bewahrt wird und wächst. Ich glaube nun, dass sie darin schon vollkommen ist, was wir als den Gipfel des Gnadenlebens betrachten, den Märtyrertod, die intensivste Gemeinschaft, die es mit Christus geben kann, der sein Blut vergießt und durch dieses Opfer jene, die einst in der Ferne waren, in die Nähe kommen lässt (vgl. Eph 2,13). *Johannes Paul II., Enzyklika „Ut unum sint“ Nr. 84*

schloss sie sogar vom Empfang des Abendmahls aus. Schneider wusste um seine Gefährdung. In seiner letzten Predigt vor der endgültigen Verhaftung zitierte er die Bibel „Selig sind, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden!“ Am 31. Mai 1937 wird Pfarrer Schneider wegen seiner Predigten verhaftet. Nach einem Gefängnisaufenthalt in Koblenz wird er in das KZ Buchenwald transportiert. Pfarrer Schneider hatte sich vorher geweigert, der Ausweisung aus seiner Gemeinde und aus der rheinischen Kirchenprovinz zu folgen. Er hatte sich auf das Bibelwort berufen: „Der gute Hirte gibt sein Leben für seine Schafe, der Mietling aber flieht.“

Im KZ musste Schneider alle Schikanen erdulden, die in KZs üblich waren. Als er sich weigerte, die Hakenkreuzfahne, das Symbol des Unrechts, zu grüßen, kam er in den „Bunker“, in die Folterkammer. Der Gemarterte tröstete seine Leidensgenossen, er betete laut und predigte seinen Peinigern, was neue Schläge zur Folge hatte. Am Ostermorgen rief er den Häftlingen und den SS-Leuten zu „Christus ist auferstanden!“ Am 18. Juli 1939 wurde sein Leiden gewaltsam mit einer Spritze beendet. Sein Vorbild hatte viele vor der Verzweiflung bewahrt. Auch mehrere Kommunisten, unter ihnen Hasso Grabner, bekannten zu Paul Schneider: „Deine Liebe ließ Dich zu einem Helden und Märtyrer werden, würdig jener großen legendären Gestalten, die in Rom zu Ehren des cäsarischen Wahns ihren Glauben mit dem Tode besiegelten.“ Paul Schneider wurde von Häftlingen sehr verschiedener Weltanschauungen verehrt. In ihrem Schmerz respektierten sie die Überzeugung der Anderen. Die Ökumene der Märtyrer kannte keine Täuschungen. Weil die Märtyrer mit ihrem Leben für Recht und Gottes Gebot eintraten, konnten sie auch Fernstehende überzeugen. Heute bräuchten die Christen Persönlichkeiten von ähnlicher Statur. Dann könnten sie gemeinsam für christliche Werte eintreten bei der Abtreibung, bei der Pornographie, bei der verbrauchenden Embryonenforschung und bei der staatlich erlaubten Religionsverhöhnung.

Von Max Frischs „Biedermann und die Brandstifter“ wissen wir, dass sich Feigheit gern als Toleranz verkleidet. □

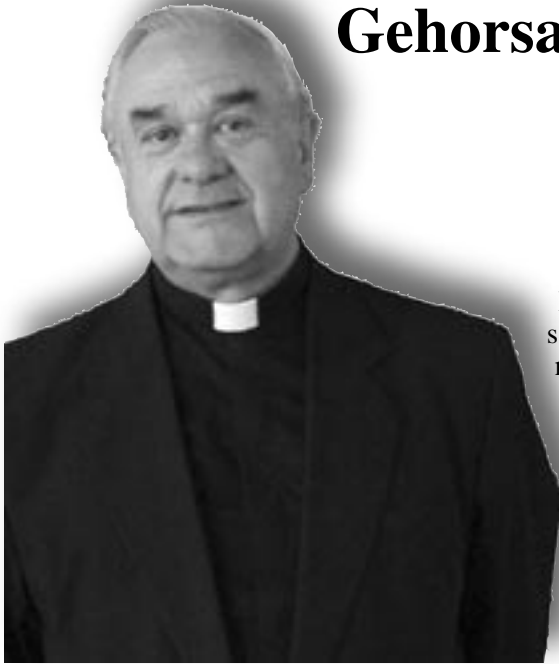


Oben: Das Torgebäude des KZ Buchenwald, von innen gesehen. Im Anbau rechts befand sich der berüchtigte „Bunker“, in dem viele Häftlinge gepeinigt und zu Tode gebracht wurden.



Mitte: Der alte Rechtsgrundsatz „Jedem das Seine“ im Schmiedeeisen des Tores zum KZ Buchenwald musste auf die Häftlinge wie eine zusätzliche Verhöhnung wirken.





Gehorsam in der katholischen Kirche

In einer anderen Sendung sagte Bundesverteidigungsminister Struck, dass es immer wieder Bürger gebe, die Gesetze und Vorschriften nicht befolgen. Gegen diese Gesetzesübertreter müsse durch die Dienstaufsicht mit aller Härte vorgegangen werden.

Nun wurde im Jahr 2004 auch von der Kirche ein Dokument veröffentlicht, das Missbräuche in der Liturgie – ich könnte hinzufügen: auch in der Katechese, in der Predigt und in Theologievorlesungen – auflistet und anklagt. Es wurde angemahnt, doch die liturgischen Vorschriften des Konzils, der Bischofskonferenzen und der römischen Kongregationen zu beachten, Missbräuche und Übertretungen der Vorschriften der vorgesetzten Behörde zu melden.

Wir haben alle in Erinnerung, welch gehässiger Protest von manchen Priestern, Pfarrgemeinderäten und vom Zentralkomitee laut wurde.

Ich möchte aber nun zu bedenken geben: Wenn in der Kirche von den Priestern, die Vorbilder und Leitfiguren für die Gläubigen sein sollen, die für sie geltenden Vorschriften und Gesetze so wenig beachtet werden, wie soll dann eine Gesetzmoral in der Bevölkerung präsent sein? Ein Gemeindepfarrer äußerte: „Ich lasse mir von niemandem Vorschriften machen“. Wirklich? Haben ihm der Bischof und der Papst als kirchliche Vorgesetzte wirklich nichts vorzuschreiben? Der Priester handelt niemals in eigener persönlicher Machtvollkommenheit, sondern immer nur im Auftrag seines Bischofs. Ist die Tatsache nicht mehr im Bewusstsein unserer Priester präsent?

Wieso wird die heilige Eucharistie, der Leib des Gottessohnes Jesus Christus, unwürdig instrumentalisiert und missbraucht zu einer vorgegaukelten Einheit verschiedener Glaubensbekenntnisse? Wie kann ein Priester am Fernsehen lauthals (anlässlich der jüngsten Bestätigung der Suspendierung Hasenhüttls durch Rom) sagen: „Egal, was die da oben sagen, an der Basis geht alles so weiter wie bisher“, also weiterhin Missbrauch der Eucharistie?

Ein Lehrer kam kürzlich zu mir und sagte: „Ich kann nicht mehr in die Messe gehen, wenn am Altar

In der Überschrift habe ich bewusst den Ausdruck „Gehorsam“ benutzt. Ich weiß sehr wohl, dass dieser Ausdruck in unserer heutigen Gesellschaft, auch innerhalb der katholischen Kirche verpönt ist, ja oft sogar als gegen die persönliche Selbstbestimmung und Freiheit gerichtet abgelehnt wird. Für die Priester und Mitarbeiter in der Kirche will ich deshalb einen anderen Ausdruck verwenden: „Genaue Befolgung der Dienstvorschriften“.

Nach 43 Jahren Dienst als Priester, äußere ich öfter den Wunsch: „Meine priesterlichen Mitbrüder einmal für einige Zeit in einem anderen Beruf Erfahrungen sammeln, um zu erfahren und zu erkennen, dass man in keinem weltlichen Beruf einfach nach eigenem Gutdünken handeln kann, ohne die Anweisungen der Vorgesetzten zu befolgen.“

Am 1. Dezember 2004 zeigte der NDR nachmittags um 14.00 Uhr einen Film über Gesetzesübertretungen, über Umgehung von Vorschriften und eigenwilliges Handeln im Dienst. Dann wurde über die Einrichtung einer Nachforschungsstelle berichtet, an die sich Bürger wenden können, um Fälle von Gesetzesübertretungen zu melden.

Korrekt folgt auf das Vater unser der Embolismus (Priestergebet):

Erlöse uns Herr, allmächtiger Vater, von allem Bösen und gib Frieden in unseren Tagen. Komm uns zu Hilfe mit deinem Erbarmen und bewahre uns vor Verwirrung und Sünde, damit wir voll Zuversicht das Kommen unseres Erlösers Jesus Christus erwarten.

Erst dann ist der Einschub aus der Didache sinnvoll: „Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen“

Anschließend folgt das Friedensgebet. Wenn sich Priester an diese Reihenfolge halten, wird klar, wo das von Christus gelehrt Vater unser aufhört.

jemand steht, der lügt.“ Ich war betroffen und fragte: „Sie meinen doch wohl nicht Ihren Pfarrer?“ Er antwortete: „Doch, in der Liturgie vor dem Gebet „Vater unser“ sagt der Pfarrer „Lasset uns beten, wie der Herr selbst uns zu beten gelehrt hat“, Ich habe bei Matth 6,9-13 und bei Lk 11,2-4 nachgelesen. Dort steht nicht der Zusatz: „Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit“. Dieser Satz steht im AT in 1. Chr 29,11-13, er wird im Christentum zum ersten Mal in der »Didache« erwähnt, aber nicht von Jesus benutzt“. Der Lehrer hatte diesen Priester angesprochen und seine Schwierigkeiten vorgetragen. Die Antwort war: „Ich kann den Kindern in der Schule doch keine zwei Vater-unser-Texte beibringen, den katholischen und den ökumenischen. Deshalb lasse ich in der Messe den Embolismus weg.“ Er sagt in der Messe aber weiterhin: „Wie der Herr selbst uns zu beten gelehrt hat“, was nicht stimmt. Der Leser möge dieses Problem bitte nicht für eine Bagatelle halten. (siehe Kasten Seite 17)

In einer Jugendmesse wurde ein Liedtext ausgeteilt, in dem es heißt: „Die Menschen rufen auf zu dir, sie geben hundert Namen dir, Allah, Buddha, Krichna, Manitu und Amun Re. Und Jahwe, der im Dornbusch brennt, und den der Jesus Vater nennt. Sie alle meinen nur den einen, den ich doch nicht seh.“ Dieses Lied wurde nach der Präfation vor der Wandlung gesungen.

Wer fabriziert solche Texte mit diesen gravierenden Irrlehren?

Es gibt Priester, die kein Messbuch am Altar haben, sondern Blätter mitbringen, auf denen am Schreibtisch selbst verfasste Texte stehen.

Ein junger Kaplan erzählte mir, als er neu in eine Pfarrei versetzt worden war, sei vor einer Jugendmesse die Pastoralassistentin zu ihm gekommen und habe ihm die Lesungstexte vorgelegt, von denen keiner aus der Bibel stammte. Als der Kaplan sich weigerte, diese Texte vorzutragen zu lassen, sei es zur Auseinandersetzung gekommen (unmittelbar vor der Messe!!).

Ein anderer junger Pfarrer sollte anlässlich des Feuerwehrfestes die Sonntagsmesse nicht in der Kirche halten, sondern im Zelt auf dem Marktplatz, denn „dann könnten die Leute zum Frühschoppen direkt an den Tischen sitzen bleiben“. Er lehnte dieses Ansinnen ab. Da wurde ihm gesagt: „Ihr Vorgänger hat aber entgegenkommenderweise das alles mitgemacht“.

Von den evangelikalischen Freikirchen und von der Orthodoxen Kirche hören wir, dass sie mit der katholischen Kirche in Deutschland nicht in ökumenischen Kontakt treten wollen, denn „dort macht ja jeder, was er will!“

Vor kurzem wurde ich in eine Pfarrei gebeten, um werktags ein Sterbeamt zu halten. In der Sakristei las ich den Pfarrbrief durch und stellte fest, dass am vorausgegangenen Sonntag in den drei Pfarreien, die der zuständige Pfarrer verwaltet, keine einzige Messe gehalten wurde, sondern in einer Pfarrei vom Diakon ein Wortgottesdienst, in den beiden

***Eucharistiefeyer auf dem Kongress „Freude am Glauben“ in Fulda 2003:
von links: Ehrendomherr Dillinger, Bischof Algermissen, Diakon, Kardinal Lustiger, Erzbischof Cordes.***



anderen Pfarreien vom katholischen und evangelischen Pfarrer gemeinsam ökumenische Gottesdienste zum Totensonntag, weil der Bürgermeister die gewünscht hatten, denn sonst ginge niemand zum Totendenkmal in der Gemeinde. Auch der Priester hat an diesem Sonntag wohl keine Messe zelebriert. (??)

Ich persönlich war als Lehrer 35 Jahre im Staatsdienst, ich musste die mir vorgegebene Stundentafel, den Lehrplan, die Anordnungen der Schulleitung und des Ministeriums genau beachten. Ein Mal im Jahr nahm der Schuldirektor an Unterrichtsstunden teil und saß hinten in der letzten Bank und überprüfte Unterrichtsmethoden. In der Anstellungsphase wurden Lehrproben kontrolliert, die Leiter der Schulabteilung nahmen am Unterricht teil. Ich möchte mal den Aufschrei in den Pfarreien hören, wenn Vertreter des Bischöflichen Ordinariates unangemeldet in der Kirche die Predigten von Pfarrern mithören und beurteilen würden.

Es darf aber auch nicht sein, dass Eingaben von besorgten Pfarrangehörigen an den Bischof von diesem ohne Kommentar an den zuständigen Pfarrer zurückgeschickt werden. In einem mir bekannten Fall hat daraufhin dieser Pfarrer sonntags vor der Messe seine eigene Stel-

lungnahme vor der Pfarrgemeinde abgegeben. Jeder wusste, welcher Pfarrangehörige gemeint war. Daraufhin wurde dieser Katholik von den anderen Gemeindemitgliedern nicht mehr begrüßt, und praktisch ausgegrenzt. Es ging bei dem Streit um ökumenische Zusammenarbeit und Gottesdienste, d.h. es sollte der Zugang zu den Protestanten gesucht werden, aber Katholiken schließt man gleichzeitig aus.

Fazit aus diesen Überlegungen: Die katholische Kirche in Deutschland bedarf einer größeren Solidarität, d.h. wir haben einen gemeinsamen Glauben, der vom kirchlichen Lehramt festgelegt ist. Nicht jeder Priester und Theologieprofessor darf sich seine eigene Lehre machen. Wir haben festgelegte liturgische Riten, wie die hl. Messe und die übrigen Sakramente gefeiert werden. Es darf nicht sein, dass in jeder Pfarrei der Gottesdienst anders zelebriert wird. Fremde Priester sollten sich in der Sakristei nicht zuerst erkundigen müssen, wie hier die Messe gefeiert wird. Geben wir Zeugnis davon, dass wir die eine, heilige katholische und apostolische Kirche Jesu Christi sind. Wir haben den Apostelnachfolgern Gehorsam gelobt. Auf dieses Zeugnis kommt es an, sonst sind wir vor vielen Menschen ungläubwürdig. □

In den vergangenen sechs Jahren kamen immer wieder Dozenten und Dozentinnen aus Sibirien nach Süddeutschland, um Schulen und Kindergärten zu sehen, pädagogische Modelle kennenzulernen und ein oder ein halbes Semester an der Katholischen Universität Eichstätt zu studieren.

Warum gerade Süddeutschland? Weil hier einfach mehr Möglichkeiten für solche Besuche von privaten Initiativen und eben der Universität Eichstätt angeboten wurden. Nördlich der Mainlinie sind sicher auch ähnliche Programme gelaufen, aber darüber soll hier nicht berichtet werden.

Bei ihren Aufenthalten (von meist 10 Tagen bis zu 3 Monaten) besuchen diese Leute nicht nur Schullehrer, sondern auch die „Sehenswürdigkeiten“ des Landes: Städte und Dörfer mit ihren Kirchen, Rathäusern, Museen, Klöstern und Schlössern. Sie begegnen Familien und Kollegen und Kolleginnen ihres Fachs, Behörden und den Menschen im Alltag: in den Restaurants, Geschäften und in den öffentlichen Verkehrsmitteln.

Für diejenigen, die zum ersten Mal im „Westen“ oder überhaupt von Sibirien weg sind, ist vieles neu. Sie sind nicht mehr so schockiert wie die ersten Gruppen vor sechs Jahren, denen man lange erzählt hatte, wie elend das Leben im kapitalistischen Westen sei, und sie erkennen, dass auch bei uns nicht alles Gold ist, was glänzt. Aber etwas hat niemand von ihnen erwartet, dass das Alltagsleben bei uns weitgehend vom Christentum geprägt ist.

Das spüren wir gar nicht mehr! Wie der Goldfisch in seinem Aquarium nicht weiß, dass er nass ist, so scheinen auch wir nicht mehr zu erkennen, dass unser Leben im Alltag im Rahmen von christlichen Werten und Ideen verläuft: z.B. Ehrlichkeit in den Geschäften: man bekommt immer das richtige Geld heraus – die vor den Geschäften ausgelegten Waren werden nicht alle geklaut ... „Immer“? — „Nicht alle“? Ja doch! Keiner von unseren Besuchern hat da schlechte Erfahrungen gemacht.

Orientierungshilfe

„Wir haben eine Orientierungshilfe zu Schwerpunkten der Instruktion »Redemptionis Sacramentum« verabschiedet, die die Liturgiekommission unter Vorsitz von Kardinal Meisner (Köln) erstellt hat. Sie kann in den Diözesen als Grundlage mit den für die Liturgie verantwortlichen in Gemeinden und regionalen Gremien dienen.“

Pressebericht über die Vollversammlung der deutschen Bischofskonferenz vom 20.-23.9.2004 in Fulda.

Wohin sich Gläubige wenden können:

Seiner Exzellenz Erzbischof Erwin Ender, Apostolische Nuntiatur Berlin
Lilienthalstr. 3 a, 10923 Berlin.

Seine Eminenz Francis Kardinal Arinze, Piazza Pio XII, 10 Kongregation für den Gottesdienst, I - 00193 Roma

Die Entdeckung des „real existierenden Christentums“:

Russische Pädagogen besuchen Süddeutschland

z.B. Respekt im Umgang: Die Freundlichkeit der Bedienungen im Café und Restaurant, in den öffentlichen Verkehrsmitteln fällt ihnen besonders auf. Haben wir denen nur „Prachtsexemplare“ gezeigt, oder hatten sie Glück, dass sie nur diese guten Erfahrungen machten?

Die „Schlüsselerfahrungen“ waren indessen etwas ganz Anderes: es fällt den Besuchern aus Sibirien vor allem auf, dass fast überall christliche Symbole (z.B. Kruzifixe, Madonnen- und Heiligenstatuen) an Häusern, in Geschäften und Gaststätten zu sehen sind – meist in gutem Zustand und mit Blumen geschmückt. Dass die Kirchen überall renoviert und gepflegt sind – sogar mit Hilfe vom Staat! – das sehen wir selber gar nicht mehr. Da läuten morgens und mittags

und abends, und oft auch tagsüber, die Kirchenglocken. Und dass an den Sonntagen die Gottesdienste von vielen Familien, nicht nur von alten Frauen, besucht werden, das hätten sie nicht erwartet. Berichten doch die Medien dauernd von leeren Kirchen und der „Entchristlichung“ Deutschlands...

Wir machen den Russen nichts vor, sollten aber auch uns selber nichts vormachen lassen: es existiert bei uns, das „reale Christentum“ – nicht „noch“, sondern tatsächlich! Nur lassen wir uns von der sogenannten „öffentlichen Meinung“ die Perspektive verengen. Sie wird sowieso von Leuten gemacht, die an Myopia leiden, einer krankhaften Bewußtseinsverengung. Natürlich haben wir Probleme und sehen manches mit Besorgnis, machen schlechte Erfahrungen und

ärgern uns jeden Tag, aber ist das die ganze Wirklichkeit?

Erst jetzt wieder mussten wir sehen, wie bei einer älteren Dame, einer Administratorin im sibirischen Schulwesen, die „Bekehrung“ stattfand: der Schritt vom Leninismus zum christlichen Glauben geschah gerade nach den Begegnungen mit Menschen und der Erfahrung eines Alltagslebens – des „real existierenden Christentums“!

Vor der Rückkehr in die sibirische Heimat sagen unsere Gäste immer: „Für uns ist jetzt die Welt nicht mehr die selbe wie vorher...“ Aber das sagen auch wir, nachdem wir wieder „mit anderen Augen“ gesehen haben, auf welchem Fundament wir – nicht „noch“, sondern „tatsächlich“ – leben! □



Die Gruppe russischer Pädagogen vor dem Kinderzentrum (Prof. Hellbruegge) in München

Ein Mauerfall in Berlin – Priesterweihe im klassischen römischen Ritus

Am vergangenen 9. Oktober fand in Berlin-Wedding etwas Außergewöhnliches statt. Gelb-weiße Kirchenfahnen schmückten die Straße vor der St. Afra Kirche und das Gotteshaus füllte sich am Samstagmorgen bis auf den letzten Platz. Eine schwarze Limousine fuhr vor, aus der der Kurienkardinal Dario Castrillón-Hoyos stieg. Der Vorsitzende der Kleruskongregation und der päpstlichen Kommission Ecclesia Dei war extra von Rom nach Berlin gekommen, um einen Diakon zum Priester und einen Subdiakon zum Diakon zu weihen, und das nach dem Ritus von 1962. Ein solches Ereignis gab es in Berlin damit zum ersten Mal wieder seit über 40 Jahren.

Die beiden Neugeweihten gehören dem Institut St. Philipp Neri an, das sich erst drei Monate zuvor in dieser Kirche niedergelassen hat. Wie diese Kirche so können vom Erzbistum Berlin noch weitere Kirchen nicht mehr unterhalten werden, da die Diözese an einer hohen Schuldenlast zu tragen hat. Pfarreien werden zusammengelegt, Kirchen drohen leer zu stehen oder zweckentfremdet zu werden. Die schöne neugotische St. Afra Kirche konnte vor diesem Schicksal einstweilen bewahrt werden.

Das Institut St. Philipp Neri ist im Juli 2004 dort eingezogen und besteht seit knapp zwei Jahren. Bis jetzt gehören ihm vier Mitglieder und ein Kandidat an. Erst im Mai 2004 wurde es vom Heiligen Stuhl als Gesellschaft apostolischen Lebens päpstlichen Rechts errichtet.

Den Status des päpstlichen Rechts bekommt eine Gemeinschaft normalerweise erst nach einer Bewährungszeit; wenn es schnell geht, nach zehn Jahren. Sie bekommt dadurch eine gewisse Autonomie – ähnlich einer Abtei oder einem Orden. So kann das Institut etwa selbst Kleriker inkardinieren.

Wie konnte es nun dazu kommen, dass dieses Institut, in dem die Liturgie ausschließlich nach den liturgischen Büchern von 1962 gefeiert wird, in so kurzer Zeit errichtet wurde?



Das Institut Philipp Neri

Versöhnung ist eines der Hauptanliegen Papst Johannes Pauls II. Als nun im Heiligen Jahr 2000 mitten in der römischen Augusthitze die Priesterbruderschaft St. Pius X. eine große Wallfahrt zu den Gräbern der Apostel veranstaltete, wurde er sehr nachdrücklich auf die Lage der besonders traditionsverbundenen Katholiken aufmerksam. Hier war Versöhnung im eigenen Lager nötig. So beauftragte er Dario Kardinal Castrillón Hoyos mit der Lösung des Problems. Dieser sollte die Priesterbruderschaft St. Pius X. zu Gesprächen einladen.

Diese Verhandlungen scheiterten jedoch, da die Piusbruderschaft durch die jahrelange Auseinandersetzung extrem mißtrauisch gegenüber der kirchlichen Autorität geworden und selbst uneins ist. Immerhin erreichte Kardinal Castrillón-Hoyos in Brasilien eine kirchliche Regelung für die traditionalistischen Priester und Gläubigen der Diözese Campos. Für diese errichtete er auf dem Gebiet dieser Diözese eine Personalprälatur und weihte selbst Msgr. Rifan zu deren Bischof. Auch dies ein außergewöhnliches Ereignis, da es die erste traditionelle Bischofsweihe durch einen römischen Kurienkardinal seit mehr als 40 Jahren war.

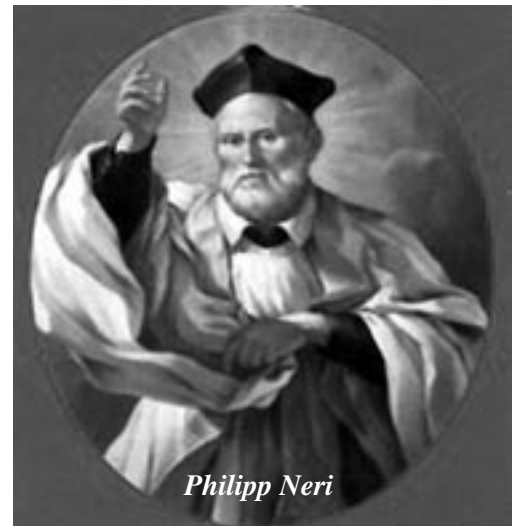
Um die Gunst der Stunde nicht gänzlich ungenutzt zu lassen, trat Pfarrer Dr. Gerald Goesche bei dieser Bischofsweihe an Kardinal Castrillón-Hoyos heran und bat ihn um eine „kleine“ Lösung für diejenigen aus der Piusbruderschaft, die an dem Versöhnungsangebot aus Rom Interesse zeigten. Dr. Gerald Goesche hatte nach seiner Tätigkeit als Pfarrer in Österreich und nach seiner Promotion in Rom den überlieferten Ritus bei einem Besuch in der französischen Benediktinerabtei Le Barroux kennen gelernt und sich in einer Art Berufungserlebnis von ihm unwiderstehlich angezogen gefühlt. Da dies jedoch nicht die Berufung zum Benediktiner bedeutete, suchte er nach einer Möglichkeit für Weltpriester und Gläubige, ganz und unbehelligt aus diesem Ritus leben zu können. So kam es zunächst zu seiner sechsjährigen Tätigkeit für die Piusbruderschaft in Berlin, in deren Verlauf er eine Kirche baute und nahezu fertigstellte.

Obwohl Kardinal Castrillón Hoyos unter keinen Umständen die Piusbruderschaft spalten wollte, stimmte er schließlich dem Ansinnen Goesches zu. Dieser gründete nun in Berlin in möglichst enger Abstimmung mit Kardinal Sterzinsky und den anderen Verantwortlichen in der Ortskirche das Institut St. Philipp Neri. Ihm gehören neben Propst Gerald Goesche ein Neupriester, ein Diakon und zwei Seminaristen an. Sie folgen dem Beispiel des Oratoriums des hl. Philipp Neri, in dem Priester und Kleriker in Vita communis leben, d.h. eine Hausgemeinschaft mit gemeinsamen Gebets- und Essenszeiten bilden. Das Institut St. Philipp Neri möchte, dass die Kirche St. Afra ein Ort des Glaubens und des Gebets bleiben kann, ja noch intensiver wird. Für Berlin durchaus selten, soll die Kirche tagsüber geöffnet sein, was die ständige Gegenwart wenigstens einer Aufsichtsperson erfordert. Mit der Zeit soll ständig ein Priester zur Beichte und zum Gespräch zur Verfügung stehen – auch das gibt es im Unterschied zu katholischen Gegenden in Berlin noch nirgends. Glaubensunterweisung für Kinder und für Erwachsene, sowie Haus- und Krankenbesuche gehören zu den Aufgaben des Instituts. Die Kirchenmusik spielt natürlich in diesem nach dem Vorbild des Oratoriums verfassten Institut eine besondere Rolle. An jedem Sonn- und Feiertag und an allen kirchlichen Festen und Hochfesten findet ein gesungenes Amt, oft sogar ein Levitenamt statt. Nach Möglichkeit sorgt der Regens chori und Organist des Instituts auch für die Mitwirkung professioneller Musiker.

Kardinal Castrillón-Hoyos hat dieses Jahr in Rom gesagt, dass Katholiken, die sich dem überlieferten Ritus verbunden fühlen, nicht als Katholiken zweiter Klasse behandelt werden dürfen. Während vielerorts heilige Messen oft zum Verdruss der Gläubigen beliebig gestaltet werden, werden immer noch Katholiken – einfache Gläubige, wie auch Priester – ausgegrenzt und diskriminiert wegen ihrer Verbundenheit mit der „alten“ Messe. Hierbei handelt es sich jedoch um einen Ritus, der über Generationen hinweg Menschen zur Heiligkeit geführt hat. Kardinal Castrillón Hoyos hat dies klar erkannt.

Wenige Schritte entfernt von der ehemaligen Mauer, an der die Kirche des Instituts liegt, rief er den Weihkandidaten und den Mitgliedern des Instituts zu: „Brauchen wir ... nicht auch heute eine Art geistige Luftbrücke, damit unsere Heimat ihrem christlichen Erbe, damit wir und unsere Nachkommen dem Glauben unserer Väter treu bleiben? Ja, wir brauchen geistliche Rosinenbomber, die uns das Brot des Lebens für das geistige Überleben bringen.“ Und, anknüpfend an das berühmte Wort des späteren Regierenden Bürgermeisters Reuter, der während der Blockade 1948 die Völker der Welt aufforderte: „Schaut auf diese Stadt!“ fuhr der Kardinal fort: „Herr, schau auf diese Stadt und halte nicht ein mit den Strömen Deiner Gnade, könnten wir im Geist des hl. Philipp rufen.“

Sogar der Berliner Erzbischof, Kardinal Sterzinsky hatte sich die Zeit genommen, bei der Priesterweihe am 9. Oktober anwesend zu sein. Die Einheit des Instituts St. Philipp Neri mit der Ortskirche konnte wohl nicht schöner zum Ausdruck kommen. Diese Priesterweihe in Berlin ist eine Freude für alle, die wollen, dass die Kirche unverkrampft zu ihren Wurzeln steht und daraus neue Kraft gewinnt.



Ab dem ersten Advent dieses Jahres ist das Institut St. Philipp Neri alleiniger Nutzer der St. Afra Kirche. Das bedeutet, dass weitere Kosten auf das noch junge Institut zukommen, das bisher schon durch die anfallenden Mieten, Lebens- und Versicherungskosten überfordert ist. Aufgrund der Finanzlage im Erzbistum Berlin hat es keinerlei Einnahmen aus Kirchensteuermitteln und hängt deswegen gänzlich von Spenden ab. Jeder kann sich mit seinem Gebet und seinem Opfer einen Schatz im Himmel sammeln und dieses neue Werk mitten in der deutschen Hauptstadt nach Kräften unterstützen! □

Liebe Fels-Leser,

**wir bitten Sie um Unterstützung:
Spenden für den „FELS“**

Für Deutschland: Konto Fels e.V., Landsberg-Ammersee Bank eG, KontoNr.: 514 75 22, BLZ: 700 916 00

Für übrige EU-Länder: Wer Spenden auf unser Konto überweisen möchte kann dies zu **Inlandsgebühren** erledigen, wenn Sie bei der Überweisung **anstelle** der Kontonummer die IBAN (=Internationale Kontonummer) DE 46 7009 1600 0005 1475 22 und **anstelle** der Bankleitzahl die BIC (Identifikation des Kreditinstitutes) GENODEF1DSS angeben.

Ein herzliches Vergelt's Gott für Ihr Wohlwollen.

Die Redaktion

Auf dem Prüfstand

Soll die Türkei in die EU?

Soll die Türkei in die EU? Wer diese Frage beantwortet, muss seinen Standpunkt begründen. Denn, die Entscheidung, vor allem im Falle des Ja, bringt Konsequenzen mit sich, die später nicht mehr revidierbar sind.

Die jeweiligen Standpunkte werden geographisch, kulturell, politisch und wirtschaftlich begründet. Hier sollen nur zwei Gesichtspunkte auf den Prüfstand gestellt werden, nämlich der wirtschaftliche und der kulturelle.

Wirtschaftliche Realitäten

Liberaler Politiker, die die Welt hauptsächlich unter ökonomischen Vorzeichen betrachten, sehen in der Türkei ein großes Absatzgebiet für Waren und wegen der billigen Arbeitskräfte einen interessanten Industriestandort. Für Norbert Walter, den Chefvolkswirt der Deutschen Bank, gehört die Türkei zur EU. Er äußerte im Gespräch mit Radio Vatikan: „Die kulturellen Unterschiede zwischen dem alten Europa und dem Byzantinischen Reich sind offenkundig und sollen nicht geleugnet werden. Und doch: Die strategische Bedeutung eines muslimischen Landes mit säkularer Gesellschaft ist bedeutend für die Zukunft Europas ... von dort werden die vielen Arbeitskräfte kommen, die wir wegen Geburtenmangel nicht mehr erzeugen können“ (rv 24.09.04).

Die wirtschaftswissenschaftliche Abteilung des Osteuropa Instituts München (Working Papers No. 252, Januar 2004) gibt nachstehende, ernüchternde Wirtschaftsdaten zur

Türkei heraus: „Die Türkei erzielt ein BIP-Pro-Kopf Einkommen des EU-Durchschnitts von nur 10%, erreicht erst nach 41 Jahren 75% des Einkommensniveaus der 15-EU Länder, benötigt 7 Dekaden (70 Jahre), um den EU-15 Schwellenwert zu erreichen, erzielt faktisch keine Fortschritte bezügl. Agrarpolitik, gemeinschaftlicher Marktorganisationen, der ländlichen Strukturpolitik und der Nahrungsmittelsicherheit, erreicht eine Arbeitslosenquote von 24% für Jugendliche und Frauen, weist eine Zahl von 1 Mio. arbeitender Kinder zwischen 6 und 14 Jahren auf.“

Wer dem Volk schwere Lasten durch den Beitritt der Türkei auferlegt, muss sich fragen, ob es diese noch schultern kann, insbesondere, wenn man die ungelösten wirtschaftlichen und sozialen Probleme sieht, mit denen die Länder der EU in den nächsten Jahren konfrontiert sind.

Der kulturelle Aspekt

Der wirtschaftliche Gesichtspunkt eines Beitritts der EU ist nicht unwichtig. Weitaus wichtiger ist jedoch der kulturelle Aspekt. Die kulturellen Unterschiede zwischen Europa und der Türkei sind von größtem Gewicht. Sie bilden die Ursachen für die verschiedenen Identitäten, in denen sich die Völker finden. Staaten brauchen gemeinschaftsstiftende Identitäten, ein Wertefundament, auf das ein politisches Haus gebaut werden kann. Die europäischen Nationen bilden trotz aller Bruderkriege in der Geschichte eine kulturelle Einheit. Das Christentum hat die großen Ideen der Griechen über den Menschen und die Rechtskultur der Römer integriert. Insofern kann man zurecht von einem christlich geprägten Erbe Europas sprechen. Papst Joh. Paul II. drückt es so aus (*Ecclesia in Europa*, Ziff. 108): „... Das Christentum (ist) ist auf unserem Kontinent ein erstrangiger Faktor der Einheit unter den Völkern und Kulturen und der integralen Förderung des Menschen und seiner Rechte gewesen ... Das Christentum hat in der Tat Europa dadurch Gestalt gegeben, dass es ihm einige grundlegende Werte einprägte ... Eher denn als ein geographischer Raum lässt sich Europa als ein vorwiegend kultureller und historischer Begriff bestimmen.“

Das Christentum ist nach dem Papst also ein „erstrangiger Faktor, der integralen (= umfassenden) Förderung des Menschen und seiner Rechte gewesen. Bei Paulus lesen wir, dass für Christen nicht Griechen oder Jude, Mann oder Frau, Herr oder Sklave vorrangig sind, weil in Christus alle gleich geworden sind. Hier nimmt der gewaltige Impuls der Befreiung seinen Ausgang, der sich seinen, wenn auch mühsamen, Weg durch die europäische Geschichte bahnt. Die umfassende Förderung des Menschen und seiner Rechte zeigt sich besonders in der Rechtskultur Europas: In den für alle gleichen Menschenrechten und in den verfassungsmäßigen Bürgerrechten. Sie datiert also nicht, wie uns einige weismachen wollen, seit der Französischen Revolution von 1789. Der Papst sagt: „Selbst die europäische Moderne, die der Welt das demokratische Ideal und die Menschenrechte gegeben hat, schöpft die eigenen Werte aus dem christlichen Erbe“ (*Ecclesia in Europa*, Ziff. 108). Gedanken der Französischen Revolution haben in die Staatsideologie der modernen Türkei Eingang gefunden, aber kaum in das Denken der türkischen Bevölkerung.

Bei einer um die Türkei vergrößerten Europäischen Gemeinschaft stoßen zwei unterschiedliche Identitäten mit ihren entsprechenden Rechtskulturen aufeinander. Es geht nicht bloß um die kopftuchtragende Frau. Die Frau hat insgesamt im Islam eine andere Stellung als der Mann. Sie hat nicht die gleiche Würde und dieselben Rechte wie er, nicht im Haus und auch nicht außerhalb. Religionsfreiheit, ein erstrangiges Grundrecht, gilt in der Türkei nur sehr eingeschränkt.

Der liberale Moslem, Bassam Tibi, befasst sich in einem Artikel (Worum es eigentlich geht, *Die Tagespost* 4.12.04) mit der Frage der verschiedenen Identitäten, die in Europa durch die Zuwanderung von Moslems aufeinandertreffen und mit den Folgen, die daraus entstehen. Er sagt:

„Das Europa der Freiheit, Menschenrechte und Demokratie ist eine schöne Idee, die auch die europäische Identität ausmacht und es deshalb wert ist, gegen den totalitären Islamismus verteidigt zu werden ... Die Frage ist, welche Voraussetzungen

müssen die in Europa lebenden Muslime erfüllen, damit sie zu Europa als einer Wertegemeinschaft gehören.“ Bassam Tibi weist auf Studien in den USA hin, wo festgestellt wurde „dass der über Migration nach Europa eindringende Islam die zivilisatorische Identität Europas verändert.“ Bassam Tibi fordert: „Wer nach Europa will, muss zu diesem Gemeinwesen und der entsprechenden Werteorientierung als demokratischem Konsens gehören wollen, also europäisch werden und somit an der zivilisatorischen Identität teilhaben, nicht umgekehrt: also Leitkultur heißt Europäisierung, nicht Islamisierung.“

Wie aber soll die Europäisierung der Moslems geschehen? Bassam Tibi weist im o.a. Artikel auf die heutige Schwäche der Europäer hin, die durch „Wertebeliebigkeit und schwache Wertorientierung zum Ausdruck kommt“. Er fährt fort: „Mit dieser Geisteshaltung können Europäer die Islamisierung nicht abwehren“.

Das Kernproblem: Wer gibt Europa eine Werteorientierung zurück, die echte Toleranz mit jener geistigen Vitalität verbindet, die notwendig für die Auseinandersetzung unterschiedlicher Kulturen ist? Das spirituelle Rückgrad der europäischen Wertordnung ist das Christentum. Es geht also um die Revitalisierung des Christentums, d. h. um die Neuevangelisierung Europas.

Die Liberalen, die Grünen und die Sozialisten, die sich gerne auf die Werte der Französischen Revolution beziehen, aber „eher eine aus Schwäche resultierende Indifferenz als eine reale Toleranz zum Ausdruck bringen“, sind gewiss keine Garanten dafür, dass die europäische Identität durch einen EU-Beitritt der Türkei erhalten bleibt. Sie sind nicht in der Lage, die Islamisierung Europas abzuwehren. Sie wollen die Türkei in dem geistigen Zustand aufnehmen, in dem sie sich befindet. Wer auf Gefahren aufmerksam macht, wird als „geistiger Brandstifter“ (Claudia Roth) abqualifiziert.

Was lehrt uns die Geschichte?

Das römische Reich stellt eine großartige politische Leistung dar. In seiner größten Ausdehnung unter Kaiser Trajan umfasste es nahezu die ganze damals bekannte Welt. Es hatte eine einheitliche Verwaltung,

eine Währung, eine überall geltende Rechtsordnung, eine hochentwickelte Wirtschaft und Kunstwerke, die wir noch heute bewundern. Was diese römische Staatskunst besonders auszeichnete, war ihre Integrationsfähigkeit. Sie machte aus den Bewohnern der Provinzen römische Bürger, die stolz darauf waren, dieser Rechts- und Kulturgemeinschaft anzugehören. Kaiser Trajan stammte aus Spanien, was zeigt, dass tüchtige Bürger im Heer und in der Verwaltung zu den höchsten Stellen aufsteigen konnten. Als dann in der Spätantike der moralische und sittliche Niedergang und der Machtverfall nicht mehr aufzuhalten waren, die Grenzen vor den hereindringenden Barbaren nicht mehr geschützt werden konnten, haben vorausblickende Herrscher große Anstrengungen unternommen, diese Barbaren in das römische Reich zu integrieren, um so die Kultur zu retten. Aber die Kraft reichte dazu nicht mehr aus. Man darf hier nicht vergessen, dass die Christen 313 zur Zeit des Mailänder Toleranzedikts von Kaiser Konstantin nur rund acht Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachten. Die gläubigen Christen in Westeuropa, die sich für die Erhaltung einer christlichen Identität einsetzen, sind heute kaum größer an Zahl. Mit dem letzten römischen Kaiser ging auch eine 800jährige Kultur unter. Rutilius Namazianus, ein römischer Bürger aus Narbonne, der Präfekt der Toscana und von Umbrien gewesen war, schrieb in klassischem Latein aus Dank an die römische Kultur ein Abschiedsgedicht. Seine letzte Strophe lautet:

„Du hast aus verschiedenen Völkern ein einziges Vaterland gemacht. Du hast dem, der ohne Gesetze war, geholfen, dein Schuldner zu werden, weil du aus Menschen Bürger und aus dem Erdball einen Staat gemacht hast.“

Der römische Senat sandte, unbeeindruckt vom Niedergang Roms, nach der Absetzung des letzten Kaisers durch den Barbaren Odoaker, die kaiserlichen Insignien, die Symbole römischer Macht und Kultur, nach Konstantinopel. Die Frage ist, ob die Europäer heute ihr großes kulturelles Erbe auch am Bosphorus abgeben, noch bevor die Türkei integrationsfähig geworden ist.

Hubert Gindert

Die römischen Weltrundschreiben „Ecclesia de Eucharistia“ vom Gründonnerstag 2003 und „Redemptionis Sacramentum“ vom März 2004 sollten die Bedeutung der Eucharistie wieder in Erinnerung rufen. Auch viele Bischöfe dringen in Rundbriefen und Gesprächen auf eine würdige Feier der hl. Messe und auf die Einhaltung der Normen. Offenbar ist dies dringend nötig. Was können Laien tun, wenn Priester oder Diakone dem Papst und den Bischöfen nicht gehorchen?

Papst und Bischöfe können wenig ausrichten, wenn die gläubigen Laien, nicht mithelfen Fehlentwicklungen zu korrigieren. Dazu werden sie aber im Schreiben Redemptionis Sacramentum aufgerufen und an ihre Mitverantwortung erinnert. Wie kann das geschehen?

1. Man kann den betroffenen Priester in höflicher Form auf die Diskrepanz zwischen seiner Art der Eucharistiefeier und der von der Kirche geforderten Form aufmerksam machen. Man darf zeigen, dass man unter diesen Verstößen gegen die Norm leidet.

2. Wer sich einem solchen Gespräch nicht aussetzen möchte, sollte einen höflichen Brief schreiben. Erst wenn auf dieses Gespräch oder auf diesen Brief keine oder keine angemessene Antwort erfolgt, sollte man an den Bischof schreiben. Es versteht sich von selbst, dass man Briefe niemals anonym verschickt. Dem betroffenen Priester kann man eine Kopie des Briefes an den Bischof schicken.

3. Erst wenn auch von dieser Seite keine bzw. keine angemessene Antwort erfolgt, sollte man sich an den Nuntius wenden und eine Kopie an die römische Kongregation für den Gottesdienst schicken.

4. Es ist guter christlicher Brauch, solche Briefe und Gespräche mit Gebet zu begleiten.

5. Was man in diesem Zusammenhang unterlassen sollte, sind öffentliche Kritik und Bloßstellungen. In Zeiten der Dekadenz hat vielleicht auch mancher Bischof nicht mehr die realen Machtmittel, seine Vorstellungen durchzusetzen.

Eduard Werner

Vorschläge zu einer Neuregelung des Kirchenaustritts machte Pfarrer Winfried Henze, lange Zeit Redakteur der Hildesheimer Kirchenzeitung, in der katholischen Zeitung „Die Tagespost“ (20.11.2004), nachdem Erzbischof Ludwig Schick von Bamberg angemahnt hatte, Kirchenaustritte nicht einfach hinzunehmen (siehe dazu auch „Fels“ 11/2004, S. 318 „Aussteiger und Abtrünnige – was tun?“).

Der Bamberger Impuls wird verpuffen, wenn nicht bald das Verfahren der Kirchenaustritte geändert wird.

Ein Kirchenaustritt wird in Deutschland aufgrund der Kirchensteuerregelung durch Erklärung vor einer Staats- und Kommunalbehörde vollzogen. Das Verfahren ist ein geradezu beschämendes Relikt aus einer Zeit, wo der Staat wie selbstverständlich in die Kirche hineinregierte. Kein Sportverein, kein Kaninchenzuchtverein würde es sich bieten lassen, dass ein Mitglied seinen Austritt nicht gegenüber dem Vereinsvorstand, sondern gegenüber der Staatsbehörde abgibt. Wie kommt eine freie und selbstbewusste Kirche eigentlich dazu, solche Austrittserklärungen überhaupt zu akzeptieren, anstatt diese staatliche Anmaßung entschieden zurückzuweisen. Hier hängt sie noch immer am Gängelband des neunzehnten Jahrhunderts.

Das Verfahren ist aber nicht nur vom Grundsätzlichen her zu verwerfen, es funktioniert auch nicht. Der Austrittswillige steht da einem Beamten oder Angestellten gegenüber, der in keiner Weise in der Lage ist, ihm die kirchenrechtlichen Folgen des Schrittes zu erläutern. Die Austrittsmeldungen kommen oft erst sehr spät bei den betroffenen Gemeinden an (...)

Für Austrittserklärungen kann es in einer freien Gesellschaft eigentlich nur eine Stelle geben: das zuständige Pfarramt (...)

Nicht selten wird der Austrittsentschluss nämlich unüberlegt gefasst. Mit einem guten seelsorglichen Gespräch wäre da mancher Marsch in die Sackgasse zu verhindern, mancher Austrittswillige bekäme Gelegenheit, das Für und Wider seines Entschlusses sorgfältig zu erwägen, und mancher Seelsorger erführe wohl auch genauer, was an Sorgen, Zweifeln, Unzufriedenheiten und inneren Widerständen in seiner Gemeinde steckt. Sogar eine innere Umkehr könnte dabei herauskommen, bei beiden (...)

Schließlich ist noch zu überlegen, ob der Datenschutz es wirklich verbietet, die erfolgten Kirchenaustritte der Gemeinde mitzuteilen. Jeder Verein nimmt für sich dieses Recht in Anspruch. Hat eine nachkonziliare Kirchengemeinde,

Zeit im Spektrum

in der alle Verantwortung tragen, nicht das Recht zu wissen, wer zu ihr gehört und wer nicht? Auch diese Frage gehört im Zusammenhang mit den Kirchenaustritten auf den Prüfstand.

Wurzeln Europas

Auf Einladung der „Stiftung Weltethos“ von Prof. Hans Küng sprach Bundespräsident Horst Köhler am 1. Dezember 2004 in der Universität Tübingen zum Thema „Was gehen uns die anderen an?“ (Dokumentiert in „Die Tagespost“ 2.12.2004; Juliuspromenade 64, D-97070 Würzburg). Eindringlich verwies der Bundespräsident dabei auf die Bedeutung des Christentums:

Mit dem Eintritt des Christentums in die antike Welt bekam die moralische Pflicht zur Hilfe und Fürsorge für den anderen eine Dringlichkeit, die es vorher und anderswo so nicht gegeben hatte. Das Gebot der Nächstenliebe wurde direkt mit dem Verhältnis zu Gott verknüpft. Und der Nächste, das war potenziell jeder andere, gerade der Ärmste. Wie es im Neuen Testament heißt: „Was ihr dem Geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.“

Tatsächlich haben die ersten Christen etwas in die Praxis umgesetzt, was auch einige antike Philosophen bereits gefordert hatten. Darum konnte das Christentum eine so gesellschaftsprägende Kraft werden (...)

Diese gelebte Solidarität und der Geist, aus dem sie stammt, haben Europa tief geprägt, zivilisiert und mit zu dem gemacht, was es ist (...)

Es kommt nicht von ungefähr, und es hat unsere Mentalität tief geprägt, dass wir von Kindesbeinen an mit solchen Figuren vertraut sind wie Sankt Martin, der den Mantel mit dem Bettler teilt, oder dem Heiligen Nikolaus, der den Armen bringt, was sie brauchen. Dass uns der Fremde, der Arme, der Hungernde etwas angeht, das gehört zur Seele Europas, das ist europäische Tradition.

Noch einmal: All das hat Europa – und Deutschland zumal – nicht davon abgehalten, immer wieder in grausame Barbarei und Unmenschlichkeit zurückzufallen (...)

Immer wieder aber hat Europa einzelne oder Gruppen hervorgebracht, die die Unterdrückung, die Gewaltherrschaft, den Krieg kritisiert und der Unmenschlichkeit Widerstand entgegengesetzt haben. Sie haben unser Gewissen immer wieder aufgerüttelt und uns an das kostbare Erbe erinnert, aus dem die Zivilität Europas gewachsen ist. Ob der aus Umbrien stammende Franz von Assisi, der Elsässer Albert Schweitzer, die Albanerin Mutter Theresa oder der Breslauer Dietrich Bonhoeffer: Immer wieder hat sich Europa selbst daran erinnert, wo seine guten Wurzeln liegen.

Wird dieser ethische Impuls lebendig bleiben? Werden wir das auch weiterhin einbringen können in den Dialog der Kulturen? Werden wir glaubwürdig bleiben in den Augen der Welt? (...)

„Selbstbewusster auftreten“

Das PUR-Magazin brachte ein längeres Gespräch über Medien, Kirche und Gesellschaft mit dem Fernseh-Journalisten Alex Dorow vom Bayerischen Rundfunk (11/2004; Friedrich-Wirth-Str. 4; D-88353 Kisslegg). Alex Dorow, 40, verheiratet und Vater zweier Kinder, 1986 zur katholischen Kirche konvertiert, redigiert seit über zehn Jahren die Hauptnachrichtensendung des Bayer. Rundfunks das „Rundschau Magazin“. Im Gespräch mit dem PUR-Magazin sagte er zum Fall Buttiglione:

Der Fall von Rocco Buttiglione vor dem europäischen Parlamentsausschuss hat mich zutiefst bewegt, Ich denke, dass er ein leuchtendes Beispiel gegeben hat, wie sich ein Christ heutzutage zu verhalten hat. Erstens hat er keinen Hehl aus seinem Gewissen gemacht, dem er letztlich allein verantwortlich ist. Zweitens hat er ganz klar getrennt zwischen seiner Auffassung und seinem Beruf (...). Was Buttiglione im Europaparlament widerfuhr, hat wenig mit Demokratie zu tun, wie allenthalben betont wird, sondern es ist ein schlimmer Rückfall in den Gesinnungsterror. Wenn ein Mensch danach beurteilt wird, was er denkt und nicht danach, was er tut, sind wir mitten drin im Kulturkampf. Und ich befürchte, dass dies heute schon der Fall ist. Wenn die Gesinnungsinquisition wieder hoffähig wird, dann verrät die Europäische Union, die sich zwar auf einen Gottesbezug in ihrer Verfassungspräambel nicht durchdringen konnte, aber nun mal doch christliche Wurzeln hat, ihre höchsten Ideale. Die Sache mit Rocco Buttiglione ist für mich einer der großen Dammbürche gewesen.

Verhält sich die Kirche angesichts der gesellschaftlichen Situation den Medien und überhaupt der Öffentlichkeit gegen-

über selbstbewusst genug oder eher zu zaghaft? – so eine weitere Frage in dem Gespräch. Dorow dazu:

Nach meinem Dafürhalten sollte die Kirche durchaus selbstbewusster auftreten. Sie hat einen Verkündigungsauftrag und sie hat eine frohe Botschaft zu verbreiten. Sie hat eine Botschaft, die trotz ihres Alters so ziemlich das Modernste ist, was wir heute haben. Ich denke, mit diesem Selbstbewusstsein im Rücken könnte die Kirche durchaus anders auftreten.

„Bekenntnisökumene“

„Der christliche Glaube und die Zukunft Europas“ war das Generalthema des VII. Europäischen Bekenntnikongresses vom 13.-15.9.2004 in Freudenstadt (Siehe dazu „Fels“ 8/9-2004; S. 269). Auf dem Kongress fanden sich evangelische, katholische und griechisch-orthodoxe Christen zu einer „Bekenntnisökumene“ zusammen. Was damit gemeint ist, erklärte Prof. DDr. Peter Beyerhaus in seiner Begrüßungsansprache (abgedruckt in „Diakrisis“ 4/2004; Schulstr. 1, D-72810 Gomaringen). Daraus das Folgende.

In den Konzentrationslagern der Sowjetunion und des Nationalsozialismus fanden Christen aus verschiedenen Traditionen einander als Brüder und Schwestern. So konnten sie ihr gemeinsames Bekenntnis zu Jesus Christus, ihrem Herrn und Heiland, mutig und leidensbereit ihren antichristlichen Verfolgern entgegenstellen.

Eine ähnliche, wenn auch (noch) nicht blutige konfessions-übergreifende Erfahrung machen heute weltweit solche Christen, welche durch die auch in ihre Kirchen selbst eingedrungenen antichristlichen Geistesströmungen beunruhigt und erschüttert werden. Einerseits blicken sie oftmals vergeblich Weisung suchend zu ihren bestallten kirchenamtlichen Hirten und theologischen Lehrern auf; andererseits treffen sie in dieser bedrängten Situation tröstlicher Weise Christen mit anderem Gesangbuch, die hier und jetzt wesentlich das Gleiche bekennen wie sie auch. Geistlich sensible, für das antichristliche Gefälle unserer Epoche wachsame Christen erkennen darum die Bildung einer solchen „Bekenntnisökumene“ als das Gebot der Stunde (...)

Wir möchten aber unser Eintreten für eine „Bekenntnis-Ökumene“ nicht einseitig fixieren auf die apologetische Seite der Confessio. Bekenntnisökumene hat viel weitere, und zwar auch durchaus konstruktive Zielsetzungen (...)

„Bekenntnisökumene“ ist also kein aus der Not geborenes und mit ihr wieder verschwindendes Zweckbündnis.

Es ist nicht wie andere zeitgenössische Gestalten des Ökumenismus eine Verbindung auf der Grundlage des kleinsten gemeinsamen Nenners. Vielmehr gewinnt die gemeinsam erlittene Not nur die Funktion eines Katalysators in einem Prozess, der am Ende zu einer vollständigen geistlich-theologischen Synthese führen soll (...)

„Freudenstädter Aufruf“: Religionsfreiheit sichern!

Das Generalthema „Der christliche Glaube und die Zukunft Europas“ des VII. Europäischen Bekenntnikongresses (siehe oben unter „Bekenntnisökumene“) ist auch Titel eines Aufrufes, den der Kongress verabschiedet hat, um in der akuten Kulturkrise „die Gewissen zu schärfen, damit die Verantwortlichen in einer Umbruchzeit die Weichen richtig stellen“. Der „Freudenstädter Aufruf“ ist gerichtet „an die Leitenden in Staat und Kirche sowie an alle hörbereiten Bürger im sich vereinigenden Europa“ (abgedruckt in „Diakrisis“ 4/2004 und als Blatt zum Verteilen beim Institut Diakrisis; Schulstr. 1, D-72810 Gomaringen). Aufgerufen wird insbesondere auch zum rechten Verankern der Religionsfreiheit in der Europa-Verfassung. Anlass dazu geben geplante Gesetze gegen „Diskriminierung“ (In Schweden ist vor kurzen ein freikirchlicher Pastor zu einem Monat Gefängnis verurteilt worden, weil er praktizierte und propagierte Homosexualität als Sünde und Krebschaden der heutigen Kultur bezeichnet hatte).

Will das Europa von heute und morgen ein endgültiges Abgleiten in die Barbarei vermeiden, so gibt es keinen anderen Weg als eine Rückkehr zum lebendigen Gott selber. Auch heute kann – wie seit Beginn – das Band, das die Völker vom Atlantik bis zum Ural innerlich eint, allein der christliche Glaube bilden.

Es ist daher zutiefst zu bedauern, dass in die Präambel des Verfassungsentwurfes der EU nur ein vages Bekenntnis zu „den kulturellen, religiösen und humanistischen Überlieferungen Europas“ Platz gefunden hat, nicht aber – wie in den Verfassungen Deutschlands, Polens und anderer EU-Staaten – die Berufung auf Gott (...)

Die Konformität der am 29.10.2004 unterzeichneten EU-Verfassung mit den christlich-abendländischen Grundwerten muss dringend noch einmal an deren gesamtem Text überprüft werden. Dazu gehört besonders der Schutz der positiven und negativen Religionsfreiheit. Kirchen muss das Recht erhalten bleiben, ihrem prophetischen Auftrag entsprechend Sünde im biblischen Sinn öffentlich beim Namen zu nennen, auch wenn das

einigen gewandelten Moralvorstellungen und Gesetzestexten widerspricht.

Der Zeit weit voraus

Im Geleitwort zum Dezemberheft des „Directorium spirituale“ befasste sich Prälat Josef Grabmeier mit Vergangenheit und Zukunft im Leben des Christen (12/2004; Erhardi Druck GmbH, Leibnizstr. 11, 93055 Regensburg)

Mit der Vergangenheit kann man heute nicht mehr Staat machen. Wer sich auf die Vergangenheit beruft, fällt durch. Die neue Zeit braucht, so denken viele, andere Perspektiven. Sie ist vorwärts gerichtet, nicht zurück. Und doch lässt keinen die Vergangenheit los. Auch nicht die Kirche! Sie lebt von der Vergangenheit, sie feiert sie, sie setzt sie sogar geheimnisvoll gegenwärtig, wie in diesen kommenden Wochen die Geburt Christi. Wenn wir Weihnachten feiern, dann fallen die zwei Jahrtausende, die seitdem vergangen sind, weg, dann liegt alles im Heute, mehr noch, es leuchtet auch voraus in die Zukunft. (...) Das weihnachtliche Geschehen ist zugleich mit dem Opfertod Christi und dem österlichen Geschehen eingegangen in die sakramentale Feier der hl. Messe und damit der Vergangenheit entrissen. Es durchbricht die Zeiten, es ist ständige Gegenwart. Dem Christen genügt es darum nicht, sich in den kommenden Tagen unter den Christbaum zu setzen, den entsprechenden Bibeltext zu lesen und Weihnachtslieder zu singen, er feiert Weihnachten unmittelbar und gegenwärtig gesetzt bei der Feier der Eucharistie. Er bleibt das ganze Jahr über in der weihnachtlichen Gesinnung durch die regelmäßige Mitfeier der hl. Messe. Weihnachten hat kein Ende.

Kommen die Christen mit der Zeit nicht mehr mit? Nein, sie sind in Wirklichkeit die, die der Zeit weit voraus sind. Was an Weihnachten geschehen ist, erfüllt sich erst voll und ganz in der Zukunft. Die Menschwerdung des Sohnes Gottes wirkt weiter und überdauert alles, was die Menschen heute oder morgen als Neuheit bewundern und dem sie in die Zukunft hinein vertrauen. Sie haben die Vergänglichkeit alles Irdischen, alles Sichtbaren, in ihrem Kopf noch nicht registriert. Wie blind laufen sie durch die Welt und sehen nicht oder wollen nicht sehen, dass der Ewige sich selbst mit ihr verbunden hat und sie durch seinen machtvollen Geist dem Verlöschen, dem Untergang, dem Tod entrissen hat. Die so viel von der Zukunft reden und auf die Forschung, die Wissenschaft, die Technik bauen, haben die Zukunft im Grunde beschrieben und verloren. Sie ist allein in Jesus Christus, in seinem Kommen, grundgelegt und gewährleistet.

Zeugen für Christus. Das deutsche Martyrologium des 20. Jahrhunderts. Herausgegeben von Helmut Moll im Auftrag der Deutschen Bischofskonferenz. 2 Bände, 1310 S., Ferdinand Schöningh Paderborn 1999, 3. durchgesehene Auflage 2001, Ln. 17,5 x 24 cm, ISBN 3-506-75778-4, E 68,-

An der Wende zum dritten Jahrtausend unserer Zeitrechnung wurde auf vielfältige Weise Rückschau gehalten, besonders auf das vergangene 20. Jahrhundert. Radikale geschichtliche und gesellschaftliche Umbrüche, Revolutionen und Kriege brachten über Millionen von Menschen unendliche Not. Autoritäre Regime führten ethnische Vernichtungskampagnen durch und verfolgten Andersgesinnte, unter ihnen besonders Christen. Davon waren und sind bis heute Menschen betroffen mit ihren je eigenen Schicksalen, geprägt von Unterdrückung, Leiden und Tod. In geschichtlichen Darstellungen kommen diese Schicksale meistens in statistischen Erhebungen zur Sprache. In Werken wie dem deutschen Martyrologium des 20. Jahrhunderts gehen die geschichtlichen Darstellungen jedoch vom einzelnen Menschen aus und weisen aus dieser Sicht auf Geschichte hin. Jeder Lebensweg beinhaltet für das persönliche Handeln regionale Voraussetzungen, die eingebettet sind in allgemeine historische Gegebenheiten.

Das zweibändige Werk „Zeugen für Christus“ stellt in diesem Zusammenhang eine Meisterleistung dar. Es durchbricht den Trend von Allgemeindarstellungen, in denen Themen sich vor betroffene Menschen schieben. Diese stehen im Mittelpunkt und haben unter der Herrschaft des Nationalsozialismus, der natürlich für Deutschland den geschichtlichen Schwerpunkt bildet, dem Vordringen des Kommunismus und in den Missionsländern auf ihre je eigenen Weise Zeugnis für Jesus Christus abgelegt; in seiner Nachfolge sind sie in den Tod gegangen. Die Anzahl allein katholischer Christen aus Deutschland, die diesen Weg geführt wurden, ist mit 700 Lebensbeschreibungen erschreckend hoch. Zu den Protestanten und ihren Glaubenszeugen wird eine Brücke gebaut, denn manche von ihnen sind einbezogen als Zeugen, die dem einen

Herrn die Treue gehalten haben. Die Darstellungen all dieser Einzelschicksale weisen darauf hin, wo diktatorisches Verhalten bzw. Diktaturen an Grenzen stoßen. Das geschieht dort, wo Menschen die Freiheit der Kinder Gottes leben und auch bereit sind dafür zu sterben.

Im Auftrag der Deutschen Bischofskonferenz ist hier ein Jahrhundertwerk entstanden, das anhand der Einzelschicksale die wechselnden Geschehnisse des 20. Jahrhunderts nicht besser hätte darstellen können. Eigentlich war mit dem Schreiben „Tertio millennio adveniente“ (1994) von Johannes Paul II. für die Ortskirchen nur eine Auflistung der Märtyrer des 20. Jahrhunderts vorgesehen. Dies wurde von den deutschen Bischöfen als Anregung aufgegriffen, den Märtyrern des 20. Jahrhunderts in Deutschland mit diesem Werk ein bleibendes Denkmal zu widmen. Es ist übersichtlich gegliedert, mit einem ausführlichen Quellen- und Literaturverzeichnis sowie mit einem genauen Index versehen, so dass man sich gut zurechtfindet. Auch den einzelnen Beiträgen sind Literaturangaben angeschlossen, die den interessierten Leser auf weitere Informationen hinweisen. Hohen wissenschaftlichen Anforderungen wird es

jedoch nicht nur durch diese Charakteristika gerecht, sondern vor allem durch die ausgezeichnete theologische Einführung von Helmut Moll, in der geschichtliche Zusammenhänge mit theologischen Problemstellungen verbunden werden. Dabei legt er – nur für Deutschland, wie er betont – eine Einteilung der Märtyrer in vier Kategorien vor, nach denen das Werk gegliedert ist: die Opfer des Nationalsozialismus, des Kommunismus und der Missionsgebiete. Eine weitere Kategorie, die sonst wenig Beachtung findet, sind die „Reinheitsmartyrien“, die Frauen erleiden mussten, weil sie sich gegen männliche Gewalt gewehrt haben und dabei tödlich verletzt wurden. Zu ihnen werden auch die Glaubenszeugen gerechnet, die sich am Ende des Zweiten Weltkriegs schützend vor von Vergewaltigung bedrohte Frauen gestellt haben, und deshalb umgebracht wurden. Die Lebensläufe all dieser Märtyrer sind zum großen Teil ausführlich geschildert. Die Persönlichkeiten kommen in Zitaten selbst zu Wort, so dass sie lebendig vor den Leser treten mit ihren Stärken und Schwächen, mit ihren Hoffnungen und Zweifeln und vor allem mit ihrer Angst. Auf diese Weise zeichnen sich die Beiträge durch Glaubentiefe und warme Menschlichkeit aus; es werden Menschen mit einer unbeirrbaren Glaubensüberzeugung vorgestellt, und das ist in unserer heutigen Zeit eine wichtige Grundlage für die Weitergabe des Glaubens bzw. die Neuevangelisation.

So unterschiedlich die einzelnen Lebenswege gewesen sein mögen, eines verbindet sie: Sie legen auf ihre je eigene Weise Zeugnis ab von dem lebendigen Gott, und so strahlt in aller Düsternis der Zeit die Hoffnung auf, dass der irdische Pilgerweg im Licht der Ewigkeit Erfüllung findet. Der Leser, der diese Lektüre immer wieder in die Hand nehmen sollte, erfährt, dass in dunkler Geschichte durch begnadete, mutige Zeugen christliche Heilsgeschichte sichtbar wird.

Irmgard Schmidt - Sommer



Maria – Mutter der Kirche

12. Theologische Sommerakademie in Dießen 2004

Preis des Buches 15,00 Euro, ISBN 3-980806-3-9
Bestellung: Gerhard Stumpf, Nordfeldstr. 3, 86899 Landsberg; stumpf@ik-augsburg.de; Fax 08191-22687

Martin Doerry: Mein verwundetes Herz, Das Leben der Lilly Jahn 1900-1944, Stuttgart/München: Deutsche Verlagsanstalt, 2002^s, ISBN 3-421-05634-X, 350 Seiten, Leinen, Euro 24,90

Nach dem „Erfolg“ des Tagebuchs der Anne Frank kommt dieses Buch zu einer Zeit, da man die persönlichen Tragödien der Judenverfolgung im Dritten Reich mehr und mehr zur „Literaturgeschichte“ werden ließ. Was hier (bereits in 5. Auflage!) als ein neuer Anstoß zur Vergegenwärtigung dieser Schicksale vorliegt, dürfte eines der ergreifendsten Dokumente aus dieser Zeit sein: die Lebens- und Leidensgeschichte einer Mutter, die man von ihren Kindern wegriss, in ein Arbeitslager steckte und schließlich nach Auschwitz brachte, wo sie 1944 umkam.

Das Buch besteht zum größten Teil aus Briefen, die von den 5 Kindern an ihre Mutter geschrieben wurden, und aus deren Antworten aus dem Lager: erschütternde Korrespondenz, die oft hinein- und herausgeschmuggelt wurde. Der Leser wird mit hineingenommen in die Spannung zwischen Hoffnung und Hoffnungslosigkeit und wird lange nachfühlen, was diese Mutter aushalten musste.

Es drängen sich Gedanken auf, die gerade zur jetzigen Zeit relevant sind: die Grausamkeit der Nationalsozialisten, die Familien auseinander rissen, ohne Rücksicht auf das Schicksal der Kinder, auf die Würde von Frauen und menschliche Gefühle, findet leider immer noch – und wieder – Fortsetzung, auch in unserer heutigen Gesellschaft.

Cordelia Edvardson schrieb in der WELT, dass sie „zum verzweifelten Weinen [gebracht wurde] durch dieses einzigartige und zutiefst erschütternde Buch“. Man müsste es unseren Politikern zur Pflichtlektüre machen, dass sie erkennen, welche grausamen Folgen die Menschenfeindlichkeit mancher ihrer Entscheidungen mit sich bringt. Es gibt die Arbeits- und Vernichtungslager Gott sei Dank bei uns nicht mehr, aber wieder viele verwundete Herzen!



Der Autor, ein Enkel der Lilly Jahn, stellte aus über hundert Briefen, die zum Glück erhalten blieben, dieses Zeitdokument zusammen. Es ist ein Monument, das mehr bewegt, als die hundert Betonklötze, die in Berlin an die Tragödie der Judenverfolgung erinnern sollen.

Prof. Dr. Hans Schieser

Guntram Lohmeyer: „Wer ist der Mensch? – Grundzüge des katholischen Menschenbildes“, Verlag Schmidt-Römhild, Lübeck 2004, 352 Seiten, ISBN 3- 7950- 7015-5, Euro 28,20.

Zahlreich sind die Versuche einer Synthese des katholischen Glaubens, nicht nur in Form von Katechismen, sondern als theologische Arbeit. Solche Werke, ob nun eher biblisch oder systematisch ansetzend, haben üblicherweise einen kirchlichen Amtsträger oder einen habilitierten Theologen zum Autor. Das vorliegende Werk stammt aus der Feder eines pensionierten Hauptschuldirektors. Guntram Lohmeyer, Jahrgang 1926, war Übersetzer, Lehrer und Schulleiter, doch die intellektuelle Durchdringung des eigenen Glaubens ist seit langem seine große Leidenschaft.

So nennt er das vorliegende Werk selbst bescheiden „ein persönliches Glaubenszeugnis, das sich bemüht, auf authentische Glaubenszeugen zurückzugreifen“. Weit darüber hinaus hat der Autor versucht, das Heilshandeln Gottes vor, in und am Ende der Geschichte systematisch darzulegen. Er orientiert sich dabei am biblischen Zeugnis, wobei er sich den Schatz der Schriftauslegung in der Tradition der Kirche zeugen macht, und am Credo der Christenheit.

Die Erklärung des Heilsmysteriums führt hier direkt zur Klarheit in der Sprache. Im Gegensatz zu manchen ähnlich ansetzenden Werken aus der Feder berühmter Theologen ist der vorliegende Band erfolgreich um Verständlichkeit und Unzweideutigkeit bemüht. Der katholische Laie Lohmeyer benennt die Dinge und die Phänomene, wo andere zu Um-

schreibungen neigen. Insbesondere die sonst oft ästhetisch umschriebene Wirklichkeit des Bösen in der Geschichte wird hier kontinuierlich ohne alle Schminke benannt.

Ein Beispiel: „Der Widersacher Gottes, der um die große Bedeutung der gut gelebten Ehe für das Heil des Menschengeschlechtes weiß, wird keine Gelegenheit für seine subversive Tätigkeit ungenutzt lassen. Wer die eigene Ehe bricht oder in eine andere Ehe einbricht, versündigt sich in besonders schwerer Weise nicht nur gegen die betroffenen Personen, sondern vor allem dem dreifaltigen Gott gegenüber.“

Ein anderes Beispiel: „Selbst die Menschenbilder, die sich in den protestantischen Denominationen nach der ‚Reformation‘ herausbildeten, divergieren gegenüber dem katholischen Menschenbild. In den Protestantismus hielt nämlich auch das Gedankengut des atheistischen Humanismus Einzug, dessen maßgebliche Richtung schließlich das Divinum vom Humanum loskoppelte“, formuliert Lohmeyer, um die Rede vom „christlichen Menschenbild“ als „nicht mehr möglich“ zu verwerfen.

Die Absicht des Autors ist offensichtlich weder pastoraler noch im strengen Sinn theologischer Natur. Ersteres allenfalls, insofern seine Synthese dem nach Klarheit suchenden Katholiken rasche Ein- und Überblicke gewährt, letzteres allenfalls durch die Tiefe der Befassung mit biblischen wie kirchlichen Texten. Lohmeyers Buch ist eine vor der Vernunft verantwortbare Glaubens-Synthese, geschrieben von einem gebildeten katholischen Laien und sicher auch vor allem für den gebildeten katholischen Laien. *Stephan Baier*

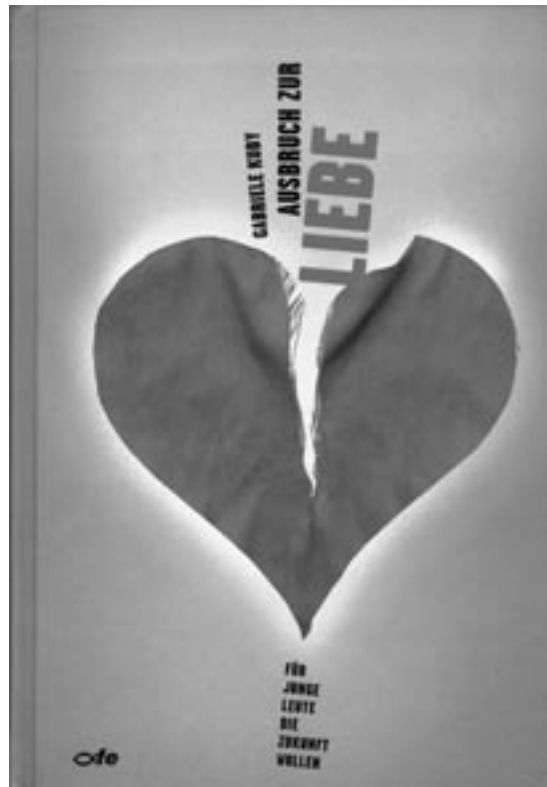
Gabriele Kuby: Ausbruch zur Liebe. Für junge Menschen die Zukunft wollen. Fe-Medienverlag, Kisslegg 2004, ISBN 3-928929-69-0, 239 S., 12,80 Euro.

Gabriele Kuby hat ein aufregendes, ein aufwühlendes Buch geschrieben und - wie ich meine - ihr bislang wichtigstes. Sie möchte insbesondere die junge Generation erreichen, die die Zukunft unserer Gesellschaft gestalten wird. Sie möchte ein Bewusstsein dafür schaffen, welches Ausmaß die Zerstörung unserer christlichen Kultur bereits angenommen hat. Sie zeigt auf, dass wir am Abgrund stehen.

Gabriele Kuby scheut sich nicht, die Verantwortlichen zu benennen: die Entscheidungsträger in Politik und Wirtschaft, die Redakteure in den Medien. Sie deckt auf, dass die Macher der 'liberalen' Propaganda, die unser Land überflutet, nur ein Ziel verfolgen: die Auflösung der christlichen Werte und Traditionen.

Die Erörterungen und Analysen der Autorin zur Entwicklung unserer Gesellschaft sind schockierend, dabei bringen sie nur auf den Punkt, was seit langem bekannt ist: Überalterung, in naher Zukunft zu erwartender Zusammenbruch der Sozialsysteme mit den daraus resultierenden gesellschaftlichen Verwerfungen, Sexualisierung der Kinder und Jugendlichen, massenhafte Abtreibung, Zerstörung der Familien, drastische Zunahme von psychischen Krankheiten, neue Armut, Umweltzerstörung. Die Aufzählung ließe sich noch lange fortsetzen.

Gabriele Kuby stellt dieser leid- und todbringenden Entwicklung die lebens- und liebesspendende Kultur des Christentums als einzigen Ausweg entgegen. Das gelingt ihr auf ungemein überzeugende, weil persönliche Art und Weise.



Sie beschreibt die leidvollen Irrwege ihres eigenen Lebens, die schließlich in die Bekehrung zum katholischen Glauben mündeten. Hier fand sie Heil und wahre Liebe in Christus.

Ihr Buch ist dialogisch angelegt, sie bezieht die/den Leser/in immer wieder als 'Du' ein, stellt Fragen, regt Stellungnahmen an. Ihr Ziel ist es, die jungen Leser zu einem klaren Urteil über die Verhältnisse in unserer Gesellschaft und damit zu einer Neuorientierung für das Gute, für eine Kultur der Liebe zu befähigen. Sie schildert z. B., wie ein junges Paar zu echtem Liebesglück findet, indem es seine Beziehung nach christlichen Tugenden ausrichtet.

Das Buch kennzeichnet das leidenschaftliche Engagement einer Katholikin, die für das Überleben einer menschenwürdigen Gesellschaft kämpft. Es macht deutlich, dass wir alle gefordert sind. Eine Pflichtlektüre für alle Menschen, die guten Willens sind.

Günter Buschmann

Messfeiern im alten Ritus

gemäß Altritus-Indult und Motu proprio „Ecclesia Dei“

Deutschland

Aachen: Theresienkirche, Pontstr., jd. Do. 19.00 Uhr; 18.30 Uhr Rosenkranz.

Augsburg: St. Margareth (Pfarrei St. Ulrich und Afra) jd. 2. und 4. So. i.M., 10.00 Uhr.

Bayerisch Gmain: Konvent „Herz Jesu“, Feuerwehrheimstr. 40; Messen: So. u. Feiertag 9.30 Uhr, Werktag: 7.30 Uhr; Laudes: So. u. Feiertag 9.45 Uhr, Werktag: 7.00 Uhr; tägl. 18.00 Vesper, 18.30 - 19.30 Uhr Anbetung m. euchar. Segen; Messfeier im alten Ritus tägl. 8.00 Uhr u. So. um 9.00 Uhr.

Bamberg: Marienkapelle (Seitenkapelle der St.-Michaelskirche), jeweils am 1. und 3. Sonntag i.M. (außer an Hochfesten) um 17.00 Uhr hl. Messe.

Berlin: Kapelle d. St.-Josefs-Heimes, Pappelallee 61, B-Prenzlauer Berg; sonn- u. feiertags 10.30 Uhr; Beichtgel. 10.00 Uhr.

Budenheim bei Mainz: Kapelle der Pfarrkirche, täglich 7.30 Uhr. Zelebrant: Prof. Dr. Georg May.

Düsseldorf: Filiationkirche St. Hedwig, Werstener Feld 225, So. u. Feiertags: 10.00 Uhr lat. Choralamt m. anschl. Sakr. andacht, werktags: 7.15 Uhr hl. Messe, Sa.: 8.00 Uhr, hl. Messe; Hinweise: 0211/2201177, Pfr. J. Zimmermann

Eichstätt: Maria-Hilf-Kapelle, jeden 2. und 4. Samstag: 9.00 Uhr heilige Messe Hinweise: 08421/2125.

Frankfurt/Main: In St. Leonhard am Mainkai in der Innenstadt, jeden Mittwoch, 18.30 Uhr; 18.00 Uhr Rosenkranz.

Gelsenkirchen: Kath. Kinderheim St. Josef, Husemannstr. 50 (Nähe Propsteikirche St. Augustinus), jeden 2. Donnerstag im Monat, 17.45 Uhr; jeden Herz-Jesu-Freitag, 16.00 - 18.30 Uhr Anbetung in der Propsteikirche St. Augustinus, anschl. hl. Messe.

Fulda: id. 2. u. 4. Fr. i. M., Pfarrkirche St. Andreas, Fulda-Neuenberg; 19.00 Uhr

Gelsenkirchen: Kapelle des Kinderheimes St. Joseph, Husemannsstr. 50; jd. Do. nach Herz-Jesu-Fr. 17.45 Uhr; (April u. Juni 2004 eine Woche später) Hinweise: 0209-30900

Heidelberg: Herz-Jesu-Kapelle, Gerhart-Hauptmann-Str. 15, H.-Neuenheim; jeden 3. Sonntag i.M. 18.00 Uhr, 1. Di. i.M. 19.00 Uhr. Hinweise: H.-G. Bähr 06221/860302.

Köln: Maria-Hilf Kirche, Rolandstr. 59; jew. So: 10.00 Uhr, Mi: 18.03 Uhr, Fr: 18.30 Uhr; Sa: 8.00 Uhr; Hinweise: 0221-5716777

Mainz: „Maria-Hilf-Stift“ Große Weißgasse 13; Messen: So. u. Feiertag: 7.00 Uhr, Werktag: 6.30 Uhr

München-Innenstadt: St.-Anna-Damenstifts-Kirche, Damenstiftsstr. 1; jd. So. um 9.00 Uhr Hochamt; jd. Mi. 17.30 Uhr hl. Messe.

Münster, jd. Sonn- u. Feiertag um 9.45 Uhr in der St.-Aegidii-Kirche, feierl. Hochamt m. gregor. Choral.

Neckarsulm: Frauenkirche nahe Ballei, So. u. Feiertag 9.30 Uhr, Fr. 18.30 Uhr, Sa. 7.30 Uhr. Hinweise: 07132-342802

Osnabrück: Schlosskapelle in Sutthausen im Gut Sutthausen, jd. So. 9.30 Uhr.

Recklinghausen-Hochlarmark: Pfarrkirche St. Michael, jd. So. 10.45 Uhr; im Wechsel als Choralamt oder dt. Hochamt.

Recklinghausen-Süd: Jd. Mi. St. Josef, Grullbadstr. 94a, um 18.00 Uhr.

Saarlouis: Klinik St. Elisabeth, jd. So. 11.00 Uhr.

Steinfeld/Eifel (Kall): In der Hauskapelle des Salvatorianerklosters jd. Herz-Jesu-Freitag um 19.00 Uhr, anschl. Auss. u. Sühneanbet. bis 22.00 Uhr, Beichtgel. Hinweise: Ermin Deja, Tel.: 02441/1021.

Stuttgart: Zuffenhausen; Kirche St. Albert, So. u. Feiertag 9.00 Uhr; werkt. Kapelle Hildegardisheim, Olgastr. 60, Mo/Di/Do/Fr 18.30 Uhr, Mi 7.30 Uhr, Sa 8.00 Uhr; Hinweise: 0711-9827791

Wiesbaden: Liebfrauenkirche (unterhalb der Dreifaltigkeitskirche), Zugang Frauenlobstr; jeden Mi. 18.30 Uhr.

Wigratzbad: Priesterseminar St. Petrus, sonntags 8.00 Uhr Hochamt, werktags 7.15 Uhr hl. Messe.

Österreich

Graz: Bürgerspitalkirche z. Hl. Geist, So./Feiertags 10.30 Uhr, hl. Messe; Mo-Sa: 7.00 Uhr; Fr.:18.00 Uhr; 0650-2387014

Klagenfurt: Bürgerspitalkirche, Lidmannskygasse 20; jeden Sonntag 16.30 Uhr.

Linz/Donau: So. 8.30 Uhr, anschl. Christenlehre; Mo-Sa. 8.30 Uhr, zusätzl. Mi. 18.00 Uhr, i. d. Minoritenkirche, Klosterstr. (beim Landhaus), Hinweise: 0732-710547

Salzburg: St. Sebastian, Linzer Gasse. sonn- und feiertags 8.00 Uhr Christenlehre, 9.00 Uhr feierl. Amt; Mo. bis Fr. 6.45 Uhr u.18.00 Uhr hl. Messe; Sa. 6.45 Uhr hl. Messe; Beichtgel. vor jeder hl. Messe.

Wien: So. u. Feiertage 18.00 Uhr, werktags 8.00 Uhr, Kapuzinerkirche, Tegethoffstr., Wien I; Niederlassung St. Leopold, Kl. Neugasse 13/4: So. 11.00 Uhr, Mo. u. Do. 18.30 Uhr; Hinweise: 01/5058341

Schweiz

Baden: Dreikönigskapelle, Sonntag 7.45 Uhr und 9.30 Uhr.

Basel: Kapelle St. Anton, Kannenfeldstr. 35, sonntags 8.30 Uhr.

Bern: Dreifaltigkeitskirche, Krypta, Sonntag 8.15 Uhr.

Bulle: Convent des Capuzins, Sonntag 8.00 Uhr hl. Messe.

Dietikon: Krummackerstr. 5, 8.40 Uhr und 10.15 Uhr.

Egg-Zürich: Wallfahrtskirche St. Antonius. Sühneanbet. jd. 3. Fr. i. M. 19.00 Uhr Sakramentenandacht, 20.00 Uhr Amt und sakram. Segen, Beichtgel. ab 19.00 Uhr.

Fribourg: St. Michael, So. 9.30 Uhr Amt.

Genf: St. François d. S., Krypta (23 rue voisins), So. 9.15 Uhr hl. Messe.

Gossau: Kl. Kongressh., 8.00 u. 9.30 Uhr.

Hünenberg-Meisterswil/Zug: St.-Karl-Borromäus, sonn- und feiertags 6.45 Uhr und 9.30 Uhr; Fr. 9.00 und 19.45 Uhr.

Lausanne: Kapelle St. Augustin, Av. de Bethusy 78, So. 8.00 Uhr hl. Messe 9.30 Uhr Hochamt.

Luzern: Sentikirche, So. u. feiertags 9.55 Uhr Amt m. Predigt; Mi u.Fr. 17.30 Uhr Auss. u. Ro.kranz, 18.15 Uhr hl. Messe; jd. 1. Sa. i.M. 13.30 Uhr Auss. und Beichtgel. 14.00 Uhr Ro.kranz, 14.30 Uhr Betsingmesse m. Kurzpredigt, Auss., Weihe, euch. Segen.

Oberath bei Goldau/Zuger See: Marienkapelle, jd. Sonn- und Feiertag 8.15 Uhr und 19.30 Uhr, jd. Mo. 19.30 Uhr, jeden Samstag (außer dem ersten)18.30 Uhr. Jd. 13. des M., 19.00 Uhr Fatima-Sühneabend.

St. Pelagiberg: Pfarrkirche 9.30 Uhr, Kurhaus 7.15 Uhr.

Schellenberg/Fl: Frauenkloster vom kostb. Blut, Sonntag 8.15 Uhr hl. Amt, werktags 6.00 Uhr hl. Messe.

Solothurn: Schloss Waldegg, Feldbrunnen, jeden 1. Samstag i.M. 9.30. Uhr.

Steinen/Kt. Schwyz: Kapelle Maria Assumpta; an Sonn- und Feiertagen, 9.45 Uhr; während der Schulzeit, Mi. 14.00 Uhr, am 1. und letzten Fr. i.M. um 20.00 Uhr.

Zürich-Oerlikon: Herz-Jesu-Kirche, sonn- und feiertags 17.30 Uhr.

Sulgen/Tg: Bethanienheim, So. 9.00 Uhr Amt, am 2. Sonntag 7.30 Uhr.

Belgien

Niel-bij-AS (Limburg): Kapelle St. Michael, jd. So. 10.00 Uhr, Hochamt, jd. Wo.tag 18.30 Uhr, hl. Messe, jd. Fr. n. Messe Anbet.; Zelebrant: Prof. Dr. K. Isakker.

Bierbeek (Leuven): Kapelle Maranata, jd- So. 10.00 Uhr, Hochamt; Mo. u. Mi. 19.00 Uhr, hl. Messe, Zelebrant: Pfr. Rasad oder Pfr. Duroisin.

Frankreich

Besançon: Fraternité St Pierre, So.- und Feiertag 10.45 Uhr. Mi. und Fr. 18.00 Uhr, Do. 9.00 Uhr, Sa. 10.15 Uhr.

Fontainebleau: Fraternité Saint Pierre, 6 bis bd Mal Leclerc; So.- und Feiertag: 9.30

Fontgombault: Abbaye notre Dame de Fontgombault; Sonn- und Feiertag 8.30 und 10.00 Uhr, Wochentage 10.00 Uhr.

Le Barroux: Abbaye Sainte Madeleine, Sonn- und Feiertag 8.30 und 10.00 Uhr, Wochentage 6.30 und 9.30 Uhr/ Abbaye Notre Dome de l'Annociation, Sonn- und Feiertag 10.00 Uhr, Wochentage 9.30 Uhr.

Lyon: Fraternité Saint Pierre, Eglise Saint Georges, Quai de Saône, Sonn- und Feiertag 9.00, 10.00 Uhr und 18.30Uhr, Mo.-Fr., 7.00 und 18.30 Uhr, Sa. 9.00 Uhr.

Narbonne: Fraternité Saint Pierre, So.- u. Feiertag 9.30 Uhr, Mo. 17.00 Uhr.

Paris: hl. Messe So. 9.30 Uhr u. 18.00 Uhr, Mo-Fr. 18.00 Uhr, Sa. 11.30 Uhr; Paroisse Sainte Odile, 2 av. Stéphane Malarmé; Metro Chamoerrei.

Pelussin: Fraternité Saint Pierre, Chapelle Notre Dame de Roisey, Sonn- und Feiertag 8.15 Uhr.

Perpignan: Fraternité Saint Pierre, Eglise Saint Jacques, So. 11.15 Uhr, Do. und Sa. 11.00 Uhr, Di., Mi. und Fr. 18.30 Uhr.

Saint-Etienne: Fraternité Saint Pierre, 9 rue Buisson, Sonn- und Feiertag 10.30 Uhr und 19.00 Uhr, Mo.-Fr. 18.00 Uhr, Sa. 10.30 Uhr.

Saint Martin de Bréthencourt: Fraternité Saint Pierre, Eglise Saints Pierre et Paul, Sonn- und Feiertag 10.30 Uhr.

Versailles: Fraternité Saint Pierre, 63 bd de la République, jeden Tag 7.00 und 9.15 Uhr.

Versailles: Fraternité Saint Pierre, Eglise des Gendarmes, Sonn- und Feiertag 8.15 Uhr, 9.15 Uhr, 10.30 Uhr, 12.00 Uhr und 19.00 Uhr, Wochentage 18.30 Uhr (außer Di. und Do.) 19.00 Uhr.

Niederlande

Delft: Kapelle des „Huize Monica“ Eing. am Insulindeweg, jd So., 11.45 Uhr hl. Messe; Hinweise: Ir. J.P. Oostveen, Tel.: 0031-(0)152613849

Heusden: (bei Den Bosch): Kapelle St. Joseph, jd. So. 10.00 Uhr, Hochamt; jd. Wo.tag, hl. Messe; Zelebrant: Pfr. J.H. Hendrixx, Info: 0031416663379.

Vlissingen: O.L. Vrouwe Kerk, Nähe Rathaus, jd. 2. u.4. so i.M. 17.00 Uhr; Hinweise: K.P. Caspers, Tel.: 0031 (0)118583133

Italien

Florenz: Chiesa di San Francesco Poverino, Piazza Santissima Annunziata, Sonn- und Feiertag 10.30 Uhr.

Genua: Capella d. Suore di Nostra Signora d. Misericordia, Via S. Giacomo, Sonn- und Feiertag 9.45 Uhr.

Mailand: San Rocco al Gentilino, Piazza Tito Lucrezio Caro, Sonntag 9.30 Uhr.

Padova: Chiesa di San Canziano, Piazza delle Erbe, Sonn-und Feiertag 11.00 Uhr.

Rimini: Cenacolo, Via Garibaldi 73, Sonn- und Feiertag 10.00 Uhr.

Rom: Chiesa di Gesù e Maria, Via del Corso 45, Sonn- und Feiertag 10.00 Uhr Santa Maria della Luce, Trastevere, Angolo via della Lungaretta, Sonn- und Feiertag 10.00 Uhr. Auskünfte: Padre Ignazio Barero, Rom, Tel.: 5883643.

Turin: Chiesa della Misericordia, Via Barroux 41, So.- und Feiertag 11.30 Uhr.

Venedig: Chiesa di San Simon Piccolo, di fronte alla stazione Santa Lucia, Sonn- und Feiertag 11.00 Uhr.

Sühnenacht Sühneanbetung

Berlin: St. Norbert: 08.01.2005, 9.30 Uhr Sühnesamstag; 16.01.2005, 15.00 Uhr, Kinderro.kr., 20.01.2005, 18.00 Uhr, MPB Zönakel Helferkreis; 28.01.2005, 22.00 Uhr Fatima Sühnenacht; Hinweise: 030/4964230

Gelsenkirchen: jd. Herz-Jesu-Fr., 16.00 Uhr Anbetung, Propsteikirche St. Augustinus; anschl. hl. Messe; Hinweise: 0209-30900

Krefeld: 3.1.2005, St. Peter, Krefeld-Uerdingen; 18.00 Andacht m. sakr. Seg. 19.00 Uhr hl. Messe, 20.00 Uhr Ro.kr. m. sakr. Seg.; Hinweise: 02151-730592

Konstanz: 8.1.2005, 19.00-21.00 Uhr, Klinikum, Kleine Kapelle, Anbet., Lobpreis, Ro.kr., Hinweise: 07531-23368

Leuterod/Ötzingen: 25.1.2005, mtl. Treffen der Mitgl. d. Marian. Segenskreises, Maria-Hilf-Kirche; Sühnegebetsstd., Eucharistiefeier, Predigt, Beichte, euch. Anbet. v. 18.00 - 22.00 Uhr, m. Pfr. R. Lambert.

Nächtliche Anbetung in Oberhaid

15./16.1.2005 nächtl. Anbetung in der Pfarr- und Wallfahrtskirche Oberhaid bei Bamberg, ab 20.30 Uhr, Ende 5.30 Uhr;

Gustav-Siewerth-Akademie:

Vorlesungsverzeichnis erhältlich bei: D-79809 Weilheim-Bierbronnen, Oberbierbronnen 1; Hinweise: 07755-364



Wietmarschen: 8.1.2005, St. Matthiasstift Wietmarschen, Marienvesper 16.30 Uhr; Hinweise: 05921-15291

Marienfried: 8.1.2005 Sühnenacht, 14.00 Uhr, 15.100 Uhr hl. Messe; 12.1.05 Lobpreisabend; 13.1.05 Fatimatag, ab 14.00 Uhr; weitere Hinweise: 07302-92270

Arche in Potsdam: 04.1.2005, Kaplan M. Wiesböck: Die Bergpredigt Jesu und die Seligpreisungen; 18.1.2005, Ralf Lürig: Dia Vortrag; Die Schönheit in der Kunst; Hinweise: 0331-2307990

Aktionsgemeinschaft:

Alfred-Kardinal-Bensch-Kreis, Berlin: 24.01.2005, 20.00 Uhr, St. Bernhard, Berlin-Dahlem, Dr. Till Kinzel: Nicolás Gómez Dávila – Parteigänger verlorener Sachen; Hinweise: 030-8035980

Aktionsgemeinschaft Mainz:

29.01.2005, 16.00 Uhr Bruder Konrad Stift, Weintorstr. Prälat Prof. Dr. A. Ziegenaus: Sein und Wirken des Bösen? Gibt es einen Teufel?; zuvor 15.15 Uhr Marienkirche, Andacht m. sakr. Seg.; Hinweise: 0675-4556

Aktionsgemeinschaft Limburg:

29.01.2005, 16.15 Uhr Gemeindehaus St. Marien, Bad Homburg, Pfr. Dr. R. Nandkisor: „Immer wieder Sonntag...“ Die Lehre der Kirche über die Feier des Sonntags; zuvor 15.30 Uhr Pfarrkirche, Vesper m. sakr. Seg.; Hinweise: 06172-72181

Aktionsgemeinschaft Trier:

30.01.2005, 14.30 Uhr, Missionshaus der Weißen Väter, Prof. Dr. H. Gindert: Das Geheimnis der Neuevangelisierung; zuvor 14.00 Uhr, Andacht; Hinweise: 06831-41816

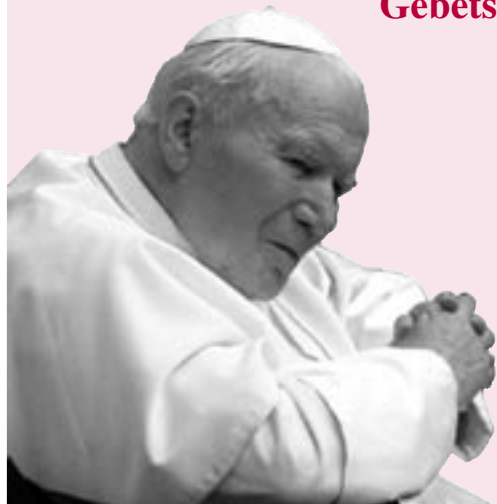
Es geht um Einheit in der Wahrheit

Mit Dank habe ich vermerkt, dass der Initiativkreis katholische Laien und Priester im Erzbistum Hamburg fünf Antithesen zur Rechtfertigungserklärung an das Hauptportal der St. Michaeliskirche in Hamburg angeschlagen hat. In der Rechtfertigungs- und Gnadentheologie der katholischen und evangelischen Kirche bestehen ja nach wie vor gravierende Unterschiede, die in der Augsburger Erklärung lediglich wortreich überdeckt wurden.

Dass dies tatsächlich so ist, zeigt eine Meldung in der „Tagespost“ vom 21.10. 04. Demnach hat der bayerische Landesbischof Johannes Friedrich die katholische Seligsprechungspraxis scharf kritisiert, weil sie „die Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre konterkariert“. Der Landesbischof stellte die Frage: „Werden wir denn nun vor Gott wegen unseres heiligmäßigen Lebens gerecht oder allein aus Gnade.“ Eigentlich sollte der Landesbischof wissen, dass dies nach katholischem Verständnis kein Widerspruch ist, da die „heiligmachende Gnade“ ja auch eine von Gott kommende Gnade ist, nur, dass der Mensch dadurch nicht automatisch heilig wird, sondern mit der Gnade mitwirken muss. Aber auch die Fähigkeit zum „Mitwirken“ stammt ja letztlich von Gott, der nach den Worten des heiligen Paulus „das Wirken und das Vollbringen bewirkt“ (Phil 2. 13) – aber eben nicht am Menschen vorbei, sondern durch ihn und mit ihm.

Als ich als junger Mensch katholisch wurde – ich war wie so viele meiner evangelischen Altersgenossen nach der Konfirmation ungläubig geworden – habe ich die Bibel eifrig studiert und nur wenige Stellen gefunden, die man – bei entsprechender Auslegung – im Sinne Luthers verstehen konnte; hingegen aber sehr viele Stellen, die eindeutig für den katholischen Standpunkt sprachen. Wie oft ist doch davon die Rede, dass der Mensch, wenn er „der Sünde gestorben“ ist (Röm 6, 2) in einem „ganz neuen Leben wandeln“ soll (Röm 6, 4); dass er eine „neue Schöpfung“ ist (Gal 6, 15) und dass er hinfort „heilig und untadelig leben“ soll. (Eph 1,4). Man könnte noch viele solcher Stellen aufzählen, die zeigen, dass der Mensch in der Nachfolge Christi zur Heiligkeit berufen ist, zu jener Heiligkeit, die die katholische Kirche in ihren Heiligen ehrt und erkennt.

Gebetsmeinung des Hl. Vaters Januar 2005



1. dass sich alle im Mittleren Orient Tätigen immer mehr für den Frieden einsetzen.

2. dass in den Missionsländern heilige und hochherzige Apostel allen Menschen das Evangelium Christi verkünden.

All das aber klingt völlig anders als der Ausspruch Luthers im Brief an den Landgrafen Philipp von Hessen:

„Sündige tapfer, aber glaube noch tapferer“. Für Luther genügt es ja, wenn man auch angesichts eines sündhaften Lebens vom eigenen Heil nur felsenfest überzeugt sei. Diesen Glauben müsse man „ergreifen“ und in sich erzeugen. Luthers Motto scheint gelautet zu haben: Wenn ich nur an der Heilsgewissheit unerschütterlich festhalte, dann bin ich gerechtfertigt – auch wenn ich ständig schwer sündige. Bekanntlich gibt es von ihm solche Äußerungen.

Angesichts dieser Unterschiede mag man sich fragen: Haben unsere „Ökumeniker“ der katholischen Kirche wirklich einen Gefallen getan, als sie die Augsburger Erklärung unterschrieben haben, in der ein so zentraler Begriff wie die „Heiligmachende Gnade“ fehlt? Und weiter: Haben wir recht daran getan, den Begriff der „Rückkehrökumene“ zugunsten einer neuen „Hinkehrökumene“ aufzugeben – d.h. einer Hinkehr zu den irrigen lutherischen Positionen?

Wer spricht denn heute noch von der „Einheit in der Wahrheit“? Führt der Weg des „differenzierten Konsenses“ nicht dahin, dass man protestantischerseits seine Positionen behauptet und von uns Katholiken verlangt, uns diesen Positionen anzupassen – beispielsweise auch dadurch, dass wir auf Heiligensprechungen, ja auch auf das Streben nach Heiligkeit verzichten?

*Dr. Hansmartin Lochner, Pfarrer
i.R. 82549 Königsdorf*

Anschriften der Autoren dieses Heftes:

- Ehrendomherr Pfr. Edmund Dillinger
Saarbrückerstr. 18,
66299 Friedrichsthal
- Heinz Froitzheim
Herrenmühlstr. 10,
84503 Altötting
- Jürgen Liminski
Neckarstr. 13,
53757 St. Augustin
- Pater Paul Markus Rindler
Institut St. Philipp Neri
Graunstr. 31, 13355 Berlin
- Prof. Dr. Hans Schieser
Veilchenweg 9,
89134 Bermaringen
- Dr. Eduard Werner
Römerweg 3A, 82346 Andechs

Zur Integration der Moslems in die europäische Kultur

Die Artikel von Herrn Jürgen Liminski im Fels lese ich immer mit Vorliebe, treffen sie doch den Kern der Probleme. Jedoch hat er in der NR. 12/04 mit dem Artikel „Intifada in Europa“ nicht tief genug geschürft, glaube ich. Es ging darum: Wie Europa seine Identität wieder gewinnen kann, Die soziale Bedeutung des Gebetes wieder erlernen. So schrieb er.

Ohne Gebet, ohne Gottes Hilfe kommen wir sicherlich nicht aus unserer misereren Situation heraus. Das Gebet alleine hilft uns aber nicht, wenn wir nicht tun, was Gott von uns erwartet. Ein Kernpunkt der Ausführungen des J. L. ist die Integrationsstrategie. Es ist sicher richtig, wie er über die Hoffnung der Orientalisten schreibt, dass diese Hoffnung auf Integration und Frieden mit den Islamisten in der Renaissance der Kultur der Europäer selbst liegt. Dem sollte man hinzufügen, dass man die Islamisten, d.h. alle Islame rechtens nicht dazu bewegen oder gar zwingen kann, sich in unsere dekadente Kultur des Todes zu integrieren. Die andere Seite, die, wie J. L. schreibt, Sakrosky (franz. Parteichef) will den radikal-islamistischen Ideologien mit ihren Welteroberungsplänen die Spitze abbrechen, indem er die Religion den Menschenrechten und damit der Freiheit unterordnet. (typisch französisch, aber richtig aus der Sicht staatlicher Autorität). Ob das gelingt, gibt J. L. zu bedenken. Voraussetzung jeder redlichen Integration kann nur sein, dass beide Seiten die Menschenrechte achten und die Natürliche sittliche Ordnung einhalten. Das wollen ja auch beide Seiten tun, wie sie beteuern.

Die Schwierigkeit liegt dabei nur in der richtigen Erkenntnis der NSO. Unsere christliche Religion vertritt die die Natürliche Sittliche Ordnung in vollkommener Weise. Dasselbe behaupten die Muslime fälschlicherweise auch von sich. Beide Religionsgemeinschaften berufen sich auf ihren Gott. Keine von beiden wird je bereit sein, ihre Glaubenssätze zu ändern oder ihnen einen anderen Inhalt zu geben. Die offensichtlichen Menschenrechtsverletzungen, die islamisches Glaubensgut sind, kann kein Mohammedaner aufgeben, es sei denn er scheidet aus der Religionsgemeinschaft aus. Die unausweichliche Konsequenz dieser ideologischen und in der Praxis gelebten Überzeugungen ist und bleibt ein unüberwindliches Hindernis für Integration und Freundschaft. Es ist durchaus konsequent, dass die Muslime laut ihrer religiösen Vorschrift keine Freundschaft zu Andersgläubigen unterhalten dürfen, auch wenn sie uns was anderes vormachen. Das kann nur Taktik sein. Dieses Problem lässt sich nur lösen durch ein staatliches Religionsverbot für den Islam wegen bedeutender Verletzung der natürlichen Menschenrechte, wobei die bürgerliche Toleranz der Person natürlich nicht angetastet werden darf. Das gilt ja auch schon immer für andere Sekten und für atheistische, oft sadistische Organisationen. Jeder Mensch erkennt in seinem Innern Recht und Ordnung. Die Gründung eines Deutschen oder Europäischen Islam mit neuen positiven Koran- oder anderen Glaubensschriften wäre zu überlegen. Die Aleviten fänden sich sicher am ehesten bereit.

*Karl-Heinz Schepers
63538 Gr. Krotzenburg*

DER FELS - Katholische Monatsschrift.

Gegründet 1970 von Pater Gerhard Hermes SAC

Verlag: Der Fels-Verein e.V.

Herausgeber: Der Fels-Verein e.V.

Verantwortlicher Redakteur: Prof. Dr. Hubert Gindert

Redaktion: Eichendorffstr. 17, D-86916 Kaufering, Tel.: 08191/966744, Fax: 08191/966743, e-mail: Redaktion: Hubert.Gindert@der-fels.de Bestellung: Renate.Gindert@der-fels.de Verlagsleitung: ebendorf , Grafik und Layout: Renate Gindert, Bernau; Druck: Egger Satz + Druck GmbH Landsberg

DER FELS erscheint monatlich im Umfang von 32 Seiten.

Bestellung: An den Fels-Verein e.V., Postfach 1116, D-86912 Kaufering

Einzahlung Deutschland: Konto Fels e.V., Landsberg-Ammersee Bank eG, KontoNr.: 514 75 22, BLZ: 700 916 00, Postbank München, Nr.: 598935-806, BLZ: 700 100 80

Österreich: Bestellungen wie oben, Landeshypothekenbank Salzburg, Fels e.V., Konto Nr.: 2 493 378, BLZ: 55 000;

Schweiz: Bestellungen wie oben, Fels e.V., Schweizer Postscheckkonto Nr.: 40-352273-9

Andere Länder: Bestellungen wie oben, Auslandspostanweisung oder Eurocheck - an: Auslieferung „Der Fels-Verein e.V.“, Postfach 11 16, D-86912 Kaufering.

Leonid Fedorow – ein Leben für die Wahrheit

Im Nationalsozialismus, im Kommunismus und in der schrankenlosen Erlebnisgesellschaft gibt es keine Achtung vor dem Leben. Wer sich der Ideologie der Rasse oder der Klasse oder der ungehemmten Erlebnisgesellschaft nicht unterordnet, wird mundtot gemacht oder verfolgt. Das musste der Russe Leonid Fedorow am eigenen Leib erfahren.

Er wurde am 4.11.1879 in einer orthodoxen Familie in St. Petersburg geboren. Sein Vater starb früh, so dass die Mutter ein Restaurant führen musste, um den Unterhalt der Familie zu sichern. Nachdem Leonid die europäische Literatur und die asiatischen Religionen studiert hatte, fragte er sich enttäuscht: „Was soll das Leben, wenn es doch nur im Nirwana, im Nichts endet?“ Schließlich lenkte ein Lehrer sein Interesse auf die Werke der Kirchenväter. Beim Studium dieser Werke „entdeckte er die wahre universelle Kirche“, wie er selbst bekannte. Leonid empfand seine Entdeckung als Befreiung und wollte katholisch werden. Doch einen Übertritt in die katholische Kirche erlaubten die damaligen russischen Gesetze den eigenen Staatsbürgern nicht, nur Ausländer durften katholisch sein. Deshalb reiste Leonid nach Italien, um dort zu konvertieren und bei den Jesuiten Theologie zu studieren. Das asketische Leben dort, das intensive Studium und die fröhlichen Studienkollegen aus überwiegend romanischen Ländern beeindruckten ihn tief. Aber er stellte auch fest: „Meine Seele empörte sich über die Ungerechtigkeit der Lateiner gegen die Orientalen und

über die allgemeine Unkenntnis der östlichen spirituellen Kultur“.

1907 erhielt er das lang ersehnte Dekret von Papst Pius X., das ihm die Zugehörigkeit zum byzantinischen Ritus innerhalb der katholischen Kirche Russlands zuerkannte. Leonid war glücklich. Am 26.03.1911 wurde er zum Priester geweiht. Als 1914 der Erste Weltkrieg ausbrach, kehrte Leonid sofort nach St. Petersburg zurück, wo er aber wegen seiner angeblichen Verbindungen zu den Feinden Russlands sofort nach Sibirien verbannt wurde.

Erst 1917 durfte er nach St. Petersburg zurückkehren. Dort arbeitete er als Exarch (Generalvikar) mit an der Reorganisation der katholischen Kirche. In den Wirren des Krieges waren viele Katholiken geflohen oder verschleppt worden. Als Priester einer internationalen Kirche konnte er dank amerikanischer Lebensmittellieferungen auch den orthodoxen Priestern und Laien helfen. Aber schon 1923 wurde Leonid vor ein kommunistisches Revolutionsgericht gestellt. Der Ankläger fragte ihn: „Gehorchen Sie der sowjetischen Regierung oder nicht?“ Seine Antwort war: „Die Kinder müssen einen Religionsunterricht erhalten, egal ob es die Regierung erlaubt oder nicht!“ Daraufhin forderte der Staatsanwalt die Todesstrafe, aber Leonid wurde nur zu zehn Jahren Haft verurteilt. Gelegentlich vermieden die Sowjets sofortige Hinrichtungen. Dieses brutale Geschäft überließen sie den harten Lebensbedingungen im russischen Winter. Harte Arbeit bei Un-



ternernährung und Kälte rafften viele Gefangene hinweg. Aber Leonid zweifelte nicht. Er tröstete die Mitgefangenen und lebte in großer Eintracht mit den orthodoxen Priestern. Die Ökumene der Verfolgten war von gegenseitigem Mitleid getragen. Schließlich wurde Leonid todkrank entlassen. 1934 nahm ein Bahnangestellter den völlig mittellosen und kranken Priester in sein Haus auf. Am 7.03. 1934 starb Leonid Fedorow. Er ist in einer verworrenen Zeit immer seinem Gewissen gefolgt. Am 27. Juni 2001 nahm ihn Papst Johannes Paul II. in das Verzeichnis der Seligen der katholischen Kirche auf. Damit wurde das glaubensstarke Leben von Leonid Fedorow kirchlich anerkannt. Wer so treu zu seinem Glauben steht, galt schon bei den Urchristen vor 2000 Jahren als Seliger. Wer sonst sollte zur unmittelbaren Anschauung Gottes gelangen?

Eduard Werner